

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1909.

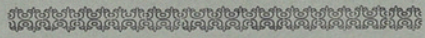
~~~~~  
Nr. 265.  
~~~~~

Aus den Unterhaltungen der Staatsgefangenen  
auf Narburg.

Nach dem Tagebuch Joh. Caspar Hirzels

von

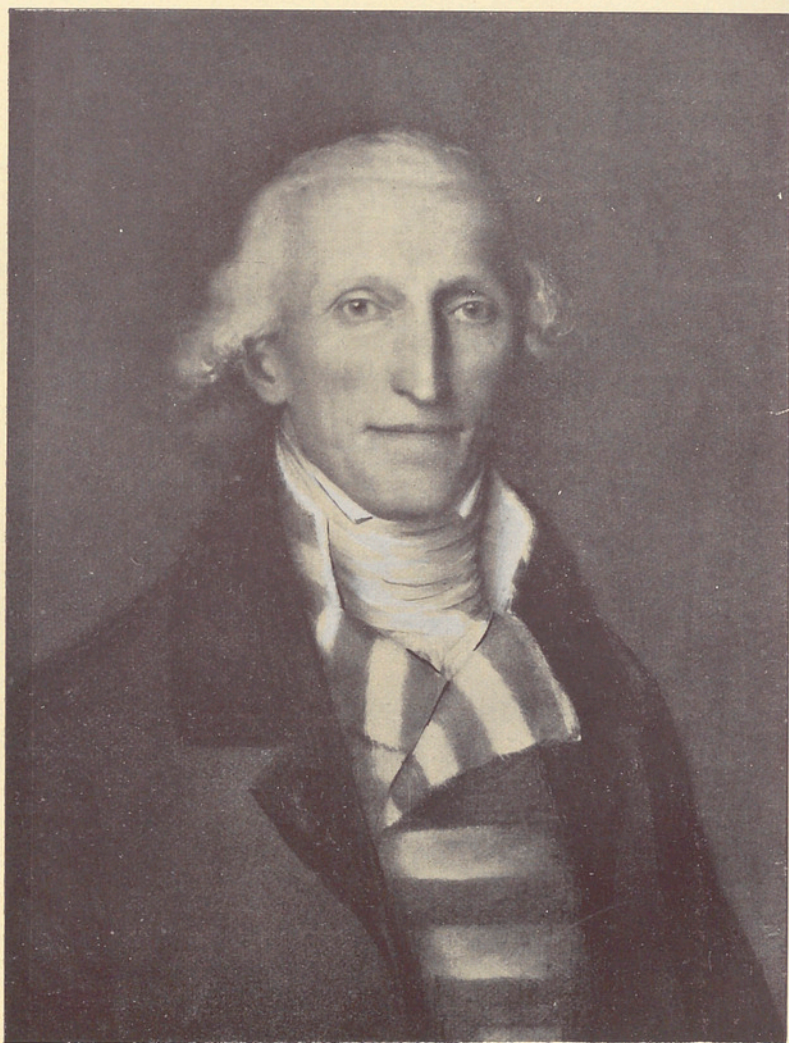
Hermann Escher.



Kommissionsverlag von Fäsi & Beer.







Seckelmeister Joh. Caspar Hirzel  
(1746—1828).

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1909.

---

Nr. 265.

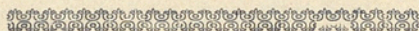
---

Aus den Unterhaltungen der Staatsgefangenen  
auf Aarburg.

Nach dem Tagebuch Joh. Caspar Hirzels

von

Hermann Escher.



Kommissionsverlag von Jägi & Beer.

A 732





Haupteingang zur Festung.

Unser letztes Neujaarsblatt hat versucht, das Leben der Staatsgefangenen auf Narburg während des Winters 1802/03 zu zeichnen. Der Raum gestattete damals nicht, auch auf die Gespräche einzutreten, die die Verhafteten führten und Hirzel ausführlich niederschrieb. Seine Aufzeichnungen hierüber enthalten weder tiefsinnige Betrachtungen über die Probleme des menschlichen Lebens, noch geistprühende Bemerkungen über Welt und Menschen. Der Zug nüchternen Verständigkeit, der durch die Aufzeichnungen geht, war sichtlich auch der Unterhaltung eigen. Immerhin erfahren wir aus dem Tagebuch mancherlei, was auch heute noch zu interessieren vermag. Es möge deshalb gestattet sein, das Wesentlichste auf den nachfolgenden Blättern wiederzugeben.

In welchem Maße die einzelnen Glieder der Gesellschaft sich am Gespräch zu beteiligen pflegten, ist nicht ganz klar. Über das, was Hirzel beitrug, geht er rasch hinweg. Das ist zu bedauern; denn er besaß, soweit wir erkennen, eine tüchtige nationalökonomische Bildung und hatte als Magistrat in mancherlei

Verhältnisse Einblick gehabt und mancherlei erfahren. Auch was Zellweger aus seinem Leben erzählte, gelangt kaum zur Darstellung. Augenscheinlich betraf es zumeist Dinge, über die Hirzel mehr oder minder bereits unterrichtet war. Wütsch war der schweigsamste der ganzen Gesellschaft. Den Hauptstoff lieferte Reding. Die Aufzeichnungen erwecken den Eindruck, daß er ein kurzweiliger Erzähler war, der den Löwenanteil der Unterhaltung trug. Seine gebirgige Heimat, deren Verhältnisse dem Städter damals in einem Maße fremd waren, wie wir jährliche Besucher der Alpen es uns kaum mehr vorstellen können, sein Aufenthalt in Spanien, nicht zuletzt auch sein Eingreifen in die Zeitgeschichte spielen im Tagebuch eine erhebliche Rolle. Da er dieses täglich nachzulesen pflegte, dann und wann auch mit Berichtigungen versah, den Verfasser sogar zu Nachträgen veranlaßte, wenn er den Inhalt ungenau fand, so dürfen wir die Erzählungen als authentisch betrachten. \*)

## I.

Im Vordergrund des Interesses stand die Gegenwart und die allerjüngste Vergangenheit, deren Abschluß der unfreiwillige Aufenthalt in Aarburg war.

Was man auf der Festung über den Gang der allgemeinen Angelegenheiten vernahm, lautete wenig tröstlich. Handel und Wandel lagen da nieder. Die schweizerische Industrie, insbesondere die Textilindustrie, seufzte über mannigfache Plackereien. Die Seidenausfuhr aus Italien in die Schweiz war verboten worden. Mousseline wurde in Frankreich mit so hohen Zöllen belegt (einfache mit 400 F und gestickte mit 600 F für den Zentner), daß die schweizerische Ausfuhr dem Untergang preisgegeben schien. Gegen den Schmuggel ließ Bonaparte scharfe Bestimmungen aufstellen; Führer von verbotenen Waren wurden den Kriegsgerichten zur Hinrichtung überwiesen. Augenscheinlich handelte es sich für ihn darum, die schweizerische Industrie zu ruinieren, um die französische zu heben. Jene fieng an auszuwandern. Baslerische Bandweber zogen nach Amerika. Senator Joh. Rudolf Meyer von Aarau gedachte, wie erzählt wurde, mit seinen Arbeitern nach Petersburg zu übersiedeln.

Das Geld war rar und nur zu hohem Zinsfuß erhältlich. Schwyz hatte im Herbst 10,000 Franken gesucht und aus Basel zugesichert erhalten. Aber als Bonapartes Proklamation erschien, wurde die Zusage wieder zurückgezogen. Allenthalben wurde über Rückgang des Wohlstandes geklagt, besonders in Luzern, wo aus den angesehenen Familien kaum noch fünf aus ihren Einkünften zu leben

\*) Einer Notiz von David Heß, auf die mich Hr. Dr. C. Escher aufmerksam machte (Fam.-Archiv Heß in der Stadtbibliothek Zürich, 38c), entnehme ich, daß AusderMaur der nicht immer willkommene Späsmacher der Gesellschaft war. Das Tagebuch beobachtet hierüber ein rücksichtsvolles Stillschweigen. Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, daß die Seite 19 des letzten Heftes abgedruckten Verse von David Heß stammen.



imstande sein sollten. Um so größer war dafür die Stellenjägerei, da jeder für sich ein Ämtchen zu erhaschen suchte. Bettel und Diebstahl, insbesondere Holzfrevel, waren an der Tagesordnung.

Die französischen Generale schalteten wie in einem eroberten Lande. Zunftmeister Bürkli zum Schönenberg, der mit seiner Frau und seinem Freunde Sak. Heinrich Meister auf dem Rückweg von Bern Hirzel in Narburg besucht hatte, wurde vor Ärger krank, als er in seinem Hause anlangte und es von General Barbou besetzt fand. Barbou hatte sich kurzerhand dort einquartiert, weil ihm die von der Municipalität angewiesene Wohnung nicht behagte. Seine Wirte zu sehen, trug er nicht das mindeste Verlangen. Er erklärte, das Haus nicht eher zu räumen, als bis ihm eine anständige Wohnung angeboten werde. Derweil lag der Besitzer krank in einem kleinen Kabinett hinter dem Bibliothekszimmer, das dem General als Eckraum diente, und die Hausfrau hatte in einer befreundeten Familie Unterkunft suchen müssen. Endlich ließ sich Barbou bestimmen, das Haus zu verlassen, aber nur unter der Bedingung, daß die Obrigkeit ihm in der neuen Wohnung drei Zimmer frisch tapeziere.

Das Ausräumen der Zeughäuser, das im Herbst angeordnet worden war, dauerte fort. Die Waffen, die die Franzosen wegnahmen, wurden nach Lausanne geführt. Sollte die Waadt vielleicht das Schicksal des Wallis teilen und ebenfalls von der Schweiz abgetrennt werden? General Ney trete viel gebieterischer auf, als zu Anfang, wurde geklagt. In seinen Schreiben an die Regierung heiße es nicht mehr: *je vous invite!* sondern: *je vous ordonne!*

Die Ansicht tauchte auf, Bonaparte betreibe die Vereinigung der Schweiz mit Frankreich. Zum mindesten wolle er Präsident der helvetischen Republik werden. Die Maßregeln gegen die schweizerische Industrie hätten den Zweck, die Bevölkerung, zunächst die Handels- und Industriekreise, für die Vereinigung mit Frankreich müde zu machen. Im Kanton Zürich sammle man bereits Unterschriften für die Vereinigung. Daß auf dem Zürichsee und dem Vierwaldstättersee Kanonenboote gebaut und die Anhöhen um Zürich befestigt werden sollten, schien diese Nachrichten zu bestätigen. Vergeblich erklärte die Regierung diejenigen, die solche Gerüchte verbreiteten, als Landesverräter. Man glaubte ihr nicht. Schien doch alles das, was herumgeboten wurde, nur die Richtigkeit des Wortes zu bezeugen, das im Februar 1802 der damalige französische Gesandte Berninac hatte fallen lassen: *La Suisse se trouve dans un tel état de décrépitude qu'elle ne peut plus se gouverner elle-même; elle doit ou être réunie à la France, ou tomber dans la masse des indemnités.* Jetzt erst schien das Doppelspiel, das er zwischen Unitariern und Föderalisten getrieben hatte, klar zu werden.

Aber nicht nur von Druck vernahm man, sondern gelegentlich auch von Gärung. An einem Wirtstisch in Luzern war einem reisenden Franzosen

gegenüber sogar die Äußerung gefallen: Wenn sie in Frankreich keinen Brutus haben, werde man ihnen einen aus der Schweiz senden müssen.

\* \* \*

Die so verzweifelt scheinende Lage lenkte den Blick auf ihren Ausgangspunkt zurück. Hatten die Ereignisse im Herbst mit Notwendigkeit den Weg nehmen müssen, den sie eingeschlagen hatten? Hätte nicht ein kräftigerer Widerstand zu einem günstigeren Ausgang geführt? Hierüber erhob sich einmal — es war noch im Anfang der Haft — ein scharfer Disput. Man hätte die Waffen nicht niederlegen sollen, ehe die helvetische Regierung ganz vom Schauplatz verschwunden, wurde auf der einen Seite bemerkt. Das Oberkommando der Tagsatzungstruppen hätte von Rapp, dem Adjutanten Bonapartes, zuerst die Anerkennung der Tagsatzung als kriegsführender Partei verlangen sollen. Jetzt seien die Führer der Föderalisten nicht besser dran, als gewöhnliche Insurgenten. Eine der helvetischen Regierung auferlegte Kapitulation wäre auch von den Franzosen beobachtet worden. Hätten diese doch auch den Waffenstillstand, den 1798 General Schauenburg mit Schwyz geschlossen habe, innegehalten. Selbst ein Schuß auf eine reitende Ordonnanz, die sich auf schwyzersischem Boden mit dem Säbel in der Hand einen Wegweiser habe erzwingen wollen, sei ohne schädliche Folgen geblieben. General Torbi habe im Gegenteil der Municipalität von Schwyz die Bestrafung des betreffenden Chasseurs zugesichert. Auf der andern Seite wurde mit vollstem Recht geltend gemacht, nachdem Bonaparte seine Proklamation erlassen und durch die Presse verbreitet habe, sei es weder Rapp noch Ney, dem Befehlshaber der zum Einmarsch bereit gestellten französischen Truppen, möglich gewesen, die Tagsatzung als rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen. Den Waffenstillstand abzulehnen, hätte die Schweiz in die größte Gefahr gebracht.

Wir wissen nicht, wie sich die Gefangenen bei dieser Frage gruppierten; jedoch ist anzunehmen, daß Hirzel, der schon in Schwyz sich für weiteren Widerstand ausgesprochen hatte, auch jetzt dieser Ansicht war.

Über die Erwägungen, die ihn und auch die übrigen Häupter der Tagsatzung im Herbst geleitet hatten, spricht er sich im Tagebuch mehrfach aus. Er legte sie überdies auch in einer auf Aarburg verfaßten Denkschrift nieder, worin er die helvetischen Verfassungskämpfe kurz zusammenfaßte. Sie war zweifellos veranlaßt worden durch die anonyme, in Bern erschienene und im Tagebuch öfter erwähnte Broschüre: „Unpartheyische Darstellung der letzten Ereignisse in der Schweiz als Zweck der allgemeinen Aussöhnung, im November 1802.“ Hirzel gedachte anfangs, sie ebenfalls im Druck herauszugeben. Er kam jedoch davon ab und führte sie nicht einmal zu Ende, da die Beratungen

der Konsulta inzwischen die ganze Lage von Grund aus verschoben und ihm als Pflicht erschien, dem Parteigeist nunmehr keine neue Nahrung zuzuführen.

Der Schlüssel zum Verständniß der Bewegung vom Herbst 1802 liegt in der Art, wie die föderalistischen Staatsmänner den Friedensvertrag von Lüneville, Februar 1801, auslegten. In Artikel 11 hatte dieser den Frieden auch auf die batavische, die helvetische und die cisalpinische Republik ausgedehnt, die Unabhängigkeit der genannten Republiken garantiert und ihnen die Möglichkeit zugesichert, sich eine passende Verfassung zu geben.

Durch diese Bestimmungen schien die Revolutionszeit mit allen ihren Umwälzungen abgeschlossen und die Ruhe des zentralen Europa durch die Abmachung zwischen den beiden Hauptmächten neu gefestigt zu sein. Auch die Häupter der Föderalisten glaubten, das europäische Gleichgewicht, das durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch der leitende Gesichtspunkt der europäischen Diplomatie gewesen war, sei wieder hergestellt und die alte Neutralitätspolitik der Schweiz wieder maßgebend geworden. Die Revolution hatte einer rückläufigen Bewegung Platz gemacht. In der Zeit des Direktoriums hatte Frankreich der Schweiz viel Unrecht zugefügt. Nun schien es manches gut machen zu wollen, indem es ihr wieder zur Selbständigkeit verhalf. Die Befugniß, sich zu reorganisieren und nach eigenem Gutdünken eine Verfassung zu geben, betrachtete Hirzel als ein der Schweiz angestammtes, ererbtes Recht. Weder Frankreich, sofern es der Stimme der Menschlichkeit Gehör geben wolle, noch die andern Mächte hätten von der Eidgenossenschaft etwas anderes zu fordern, als daß sie sich in ihrer wichtigen Stellung zwischen Frankreich, Deutschland und Italien neutral verhalte und fremden Heeren den Eintritt verwehre. Der Allianztraktat des Jahres 1798, der die Schweiz zum Vasallen ihres westlichen Nachbarn gemacht hatte, dürfe der Durchführung des Art. 11 des Lüneviller Friedens nicht entgegenstehen; denn dieser gehe jenem voran. Verlange Frankreich mehr, so beabsichtige es, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Schweiz zu vernichten.

Diesen Erwägungen schien anfänglich die Art und Weise, wie die französische Regierung den Parteien in der Schweiz freie Hand ließ und sogar den Föderalismus begünstigte, in gewissem Grade recht zu geben. Daneben waren freilich das Doppelspiel des französischen Gesandten und die Ränke des Ministeriums in Paris nicht zu verkennen. Aber gerade diese Unsicherheit drängte nach Hirzels Ansicht dazu, „einmal ins Klare zu kommen, ob die schweizerische „Regierung nach ihrem wahren und zugleich mit der Ruhe von Europa übereinstimmenden Interesse handeln dürfe oder nicht. Jetzt mußte also Frankreich „sich vor aller Welt über seine Absichten erklären, ob es“ — wie an anderer „Stelle bemerkt wird — „die Schweiz als neutrales Zwischenland wolle gelten

„lassen, oder als ihm gehörende Festung behandeln, aus der es stetsfort den „anstoßenden Teil von Europa zu bedrohen imstande sei.“

„Wer daher der föderalistischen Partei vorwirft, sie habe die Übermacht „von Frankreich nicht ins Auge gefaßt oder zu viel gehofft, als sie glaubte, „Frankreich werde ihrem Unternehmen ruhig zusehen, der hat die gefährliche „Lage der Schweiz nicht genau bedacht, nicht beherzigt, daß das ewige „Schmiegen nicht nur uns in den Augen der Welt herabwürdigt, sondern den „Freiheitsfinn der Nation ertötet, während hingegen der Schwung, den ihre „Kraft genommen, die rechtliche und schonende Richtung, welche man derselben „gegeben, dem Schweizervolk sein Recht und das, was es, sich selbst überlassen, „vermag, fühlbar gemacht hat. Und diese Empfindung wird, wenn schon fremde „Waffengewalt sie einstweilen hemmt, über kurz oder lang wieder rege werden „und die gewünschte volle Wirkung hervorbringen.“

Zu ihrem Vorgehen glaubten die Föderalisten sich um so mehr berechtigt, als nach ihrer Ansicht die Unitarier durch ihre Willfährigkeit Frankreichs Begehrlichkeit stets nur vermehrt hatten.

Es war eine Argumentation temperamentvoller Männer. Indessen schätzte sie zwei maßgebende Faktoren unrichtig ein und führte deshalb zu einem schweren Rechnungsfehler. Einerseits war Bonaparte keineswegs der Mann, der als Überwinder der Revolution gewillt gewesen wäre, in idealer Selbstlosigkeit die Leiden, die diese über Frankreichs Nachbarn heraufbeschworen hatte, wieder gut zu machen und sich auf den Boden einer Gleichgewichtstheorie zu stellen. Sein ganzes Streben gieng nur darauf, Frankreich die Vorherrschaft in Europa zu sichern. Andererseits war die Schweiz zu schwach und zu sehr in sich zerrüttet, um einen einheitlichen Willen nach außen durchführen zu können und sich bei dem mächtigen und sieggewohnten Frankreich Respekt zu verschaffen. Die alten staatlichen Ordnungen waren durch die Revolution zerrümmert worden. Einen Neubau zu errichten, war noch nicht möglich gewesen. Es fehlte also an der Voraussetzung einer festen Politik.

Zu den eigentümlichsten Erscheinungen der Periode der Helvetik gehört die auffallende Verschiedenheit der Ansichten über das, was eigentlicher Volkswille war. Die politische Einheit hatte im Volke auf die Länge wenig Anklang gefunden. Wo anfangs Begeisterung dafür geherrscht hatte, war sie in den untern Schichten unter dem schweren Druck der französischen Hegemonie bald wieder erloschen. Aber wer in dieser Gleichgültigkeit gegen die politische Einheit auch eine solche gegen die neugeschaffene Rechtsgleichheit erblickte, gab sich doch einer Täuschung hin.

Hirzel gehörte keineswegs zu den Männern, die ohne weiteres eine Rückkehr in die alten Verhältnisse anstrebten. „Denkende Köpfe sahen wohl ein,“ bemerkt er in der erwähnten Denkschrift, „daß die völlige Rückkehr zur alten



Aarburg, von Südwesten.



Ordnung weder dem Geist der Zeit noch den Verhältnissen mit dem Ausland angemessen war.“ Neben der Selbstherrlichkeit der Kantone in kirchlichen Angelegenheiten, Polizei, Rechtspflege, ökonomischer Verwaltung hielt er eine allgemeine Behörde erforderlich, „um über die Ruhe im Innern zu wachen und die äußern Angelegenheiten zu leiten.“ Über das Was lasse sich kaum streiten, nur über das Wie: ob diese „nötigen Abänderungen aus der rechtlichen Quelle der alten Einrichtungen oder aus dem jetzigen Zustand eingeleitet werden sollten.“ Aber aus diesen und andern Bemerkungen ergibt sich doch, daß seine Haltung mehr durch die äußere Unmöglichkeit, als durch die innere Unzweckmäßigkeit einer solchen Rückkehr bedingt war. Das Tagebuch enthält auch nirgends eine Kritik der früheren Einrichtungen.

Seiner und der übrigen Gefangenen Anschauung war demgemäß auch das System der Amalgamierung, d. h. der Ausgleichung und Vermischung der Parteien, wie es die Konsulatszeit in Frankreich charakterisierte und von dort aus auch der Schweiz empfohlen wurde, gründlich zuwider. Mehrfach zeigt sich das im Tagebuch. Auf die Nachricht, daß der Sohn alt Landammann Müllers von Altdorf die Tochter eines helvetisch gesinnten Herrn Schmid geheiratet habe, bemerkte einer der Gefangenen, man sollte dem Paar einen Schleifstein zur Hochzeit schenken. Selbst nachts wehrte sich Hirzel gegen die Amalgamierung. Röderer und Demeunier, zwei der französischen Kommissäre an der Konsulta, hatten im Traum ihn dazu aufgefordert und ihn zwingen wollen, sich neben Anhängern der Revolution an den öffentlichen Geschäften zu beteiligen. Er fragte sie: *Qu'est-ce que vous auriez fait de Français qui auraient opéré en France une révolution avec le secours étranger, ou y établi une constitution par le roi de la Grande Bretagne ou par l'Empereur?* und als die beiden drohend sagten, man müsse sich der Gewalt fügen, bemerkte er: *Votre politique sent un peu le gouffre.*

\* \* \*

In dieser unsicheren Lage richteten sich die Blicke um so häufiger nach Paris, wo in den Beratungen der Konsulta, oder vielmehr in den Verfügungen des Mannes, der sie einberufen hatte, das Schicksal der Schweiz entschieden wurde. Eifrig wurden die Nachrichten besprochen, die den Gefangenen von verschiedenen Seiten, aus Zürich, Bern, Basel, Olten, Zofingen u. s. f. zukamen und den widersprechendsten Eindrücken Raum gaben.

Mit einer gewissen Schadenfreude wurde zunächst bemerkt, daß auch die Unitarier in Paris wenig Freude erlebten und das dortige Pflaster sehr teuer fanden. Dann wurde der höfische Glanz und der Luxus besprochen, der sich in der neuen Gesellschaft geltend machte. Bei einem Gastmahl, das Talleyrand, der Minister des Auswärtigen, gab und bei dem ein fast morgenländischer

Prunk entwickelt wurde, sollten zwei weißgekleidete und mit blauen Schürzen versehene Mädchen während der Tafel unter Kniebeugen zuerst die Herrin des Hauses, dann den ganzen Saal beweihräuchert haben. Bonaparte gieng, wie es hieß, mit dem Gedanken um, eine besondere Konsulargarde zu errichten, sich die Bezeichnung „Majesté Consulaire“, seinen beiden Kollegen die von „Altesse Consulaires“ beizulegen, den Ministern den Titel Excellence zu geben, aus den Reihen des republikanisch gesinnten Adels Ducs zu ernennen u. s. f. Schon war auch vom Kaisertitel die Rede.

Bald vernahm man, was nicht geringe Genugthuung bereitete, daß die aristokratischen Föderalisten den Unitariern vorgezogen würden. Zu dem erwähnten Gastmahl hatte Talleyrand nur Föderalisten geladen und diese vor Stapfer, dem früheren unitarischen Minister und jetzigen Gesandten in Paris, geradezu gewarnt. Dann trafen die überraschenden Nachrichten von der Eröffnung der Konsulta am 10. Dezember, von dem Schreiben Bonapartes an die Versammlung, von dem Empfang der fünfgliedrigen Abordnung in St. Cloud, zwei Tage später, und der Ansprache des ersten Konsuls ein. Dieser entpuppte sich auf einmal als Freund des Föderalismus, der der Ausarbeitung der kantonalen Verfassungen größere Wichtigkeit beimaß, als der der Gesamtverfassung, und den Kantonen wieder größere Machtfülle zuzuweisen gewillt schien. Freudestrahlenden Gesichtes verkündigte ein Bote aus Olten diese Nachrichten mit dem Ausruf: Wir sind gerettet, für jetzt und für immer!

Bei näherem Zusehen wiesen diese Nachrichten jedoch scharfe Stacheln auf. Schon zuvor hatte Hirzel ins Tagebuch geschrieben, die Deputierten sollten am Grundsatz festhalten, daß eine haltbare Verfassung einzig und allein von den Schweizern aufgestellt werden könne; wolle man ihnen eine neue Verfassung aufdrängen, so sollten sie sich feierlich dagegen verwahren. Aber, hatte er resigniert beigelegt, das werde doch nur ein frommer Wunsch bleiben. Keiner der offiziellen Vertreter werde solchen Protest wagen aus Furcht, von seinen Auftraggebern angeklagt zu werden, wenn diesen Ungemach daraus erwachse. Die Glieder des diplomatischen Korps, falls die Abgeordneten sie überhaupt zu Gesicht bekämen, würden voraussichtlich raten, sich der Übermacht zu fügen; die günstig gesinnten Franzosen auf den Starrsinn des Gewalthabers und seine Nachsicht hinweisen und mahnen, die Existenz der Schweiz nicht aufs Spiel zu setzen.

Gegen die Macht des ersten Konsuls war in der That nicht aufzukommen. Sein Brief an die Konsulta und seine Ansprache an die Abordnung in St. Cloud brachten seine herrische Art zum schärfsten Ausdruck. Selbst wenn er der Schweiz eine föderalistische Staatsform zu geben bereit war, betrachtete er sie nur als einen Vasallenstaat, der vollkommen von den Interessen Frankreichs abhängt. Auch Talleyrand ließ die Deputierten nicht im Unklaren darüber, daß



die Schweiz von den übrigen Mächten nichts erwarten dürfe. Osterreich gebe Frankreich freie Hand in der Ordnung der schweizerischen Angelegenheiten. Der Berliner Hof habe s. B. die Zuschriften der Tagsatzung in Schwyz der französischen Regierung mitgeteilt. In England, das im April 1802 zu Amiens ebenfalls Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, sei an maßgebender Stelle nachdrücklich betont worden, daß man die Schweizer weder ermuntert noch unterstützt habe. Die Deputierten hatten das Gefühl, man spiele mit ihnen, und die gedrückten Äußerungen einzelner aus ihnen, es reue sie, die Mission angenommen zu haben, man hätte überhaupt die Consulta niemals beschicken sollen, waren leicht zu begreifen.

Auch später lauteten die Berichte nicht günstiger; im Gegenteil. Müllinen von Bern habe sich sehr mißliebig gemacht, weil er mit den Gesandten der fremden Mächte zu verkehren gewagt hatte. Ein Verkehr mit diesen war höchstens am dritten Ort und halb verstoßen möglich. Dann kam die Kunde von der Beratung Bonapartes mit den vier Senatoren, die mit dem Verfassungswerk betraut waren, und den zehn Abgeordneten der Consulta am 29. Januar 1803. Die fabelhafte Vertraulichkeit des ersten Konsuls mit allen auftauchenden Fragen spiegelt sich auch im Tagebuch wieder; ebenso aber auch die Unabänderlichkeit der Sachlage, die sich aus seinen Worten ergab: „Ich hätte die Schweiz haben können, wenn ich gewollt hätte; die andern Mächte hätten nicht mußen dürfen.“ Wie ernst es ihm damit war, offenbarten seine Worte an den englischen Gesandten: „Si vous continuez de vous mêler dans ces affaires, je m'emparerai incessamment de la Suisse.“ Seine herrische Natur zeigte sich auch in der kurzen, fast verächtlichen Weise, womit er bei jener Beratung seine eigenen Staatsmänner behandelte. Köderer hieß er dem Bedienten klingeln, damit dieser Feuer anmache, und Demeunier wies er jeweilen mit den Worten „Allez, Demeunier“ an, mit dem Verlesen der Vorlage fortzufahren. So gewann denn die Verwarnung, die er an die schweizerischen Staatsmänner richtete, doppeltes Gewicht: „J'ai tant fait que de me mêler de vos affaires; je vœux qu'elles aillent bien, car je n'ai pas envie d'être sifflé.“ In Zürich mochte die der Stadt geltende Bemerkung ganz besonderen Widerhall finden: „Si une ville en France osait me résister de la sorte, elle n'existerait pas deux jours en après.“

Um so eher mochte ausnahmsweise einmal Stapfer mit einer Entgegnung Hirzels Billigung finden. Bonaparte hatte das Benehmen der helvetischen Regierung getadelt und schließlich bemerkt: „Au reste, ça aurait été la même chose, quand même il (das Gouvernement) se serait autrement conduit,“ worauf Stapfer erwiderte: „C'est la meilleure justification que vous prononcez en sa faveur.“

Als die Kantonsverfassungen endlich bekannt wurden, fand man sie zu verwickelt und die Kommissionen, die beauftragt waren, sie einzuführen, gerade wegen ihrer Mischung aus Angehörigen beider Parteien ungeeignet. Aus ihrer Zusammensetzung werde sich nur Zank ergeben, woraus Frankreich aufs neue Gelegenheit zur Einmischung schöpfen werde. Auch daß für alle politischen Vergehen Amnestie ausgesprochen war, behagte nicht recht; denn nun wurden Föderalisten und Revolutionäre auf gleiche Linie gestellt und dem Vorgehen jener nachträglich noch ein Makel angehängt.

Was machen? Die Frage beschäftigte öfter die Gesellschaft. Zunächst galt es, sich mit Gelassenheit ins Unvermeidliche zu fügen, ruhigen Blicks den Zeitpunkt abzuwarten, der ein Eingreifen gestattete, und ihn alsdann rasch zu erfassen. Als das verderblichste erschien im Falle eines neuen Krieges zwischen den kontinentalen Staaten vereinzelt Schilberhebungen, wie sie 1799 stattgefunden hatten. Wenn man nur vorerst wenigstens an eine der Großmächte herankommen, ihr Vertrauen und Kenntniß ihrer Absichten gewinnen könnte, wurde bemerkt; aber die Schweizer hätten ohnehin wegen ihrer Indiskretion nie im Ruf von klugen und bedächtigen Negoziatoren gestanden. Zudem suchten die großen Mächte doch nur ihren eigenen Gewinn und seien stets bereit, die Last auf die kleineren Staaten abzuladen. Es werde deshalb am geratensten sein, zunächst zu warten, bis der eine oder andere Teil ein entschiedenes Übergewicht erhalte, worauf man sich alsdann eher zu militärischer Hülfe entschließen dürfte, sei es, um die Grenzen zu decken, sei es, um Anteil am Kriege selbst zu nehmen.

## II.

Von den unerfreulichen Verhältnissen der Gegenwart schweiften die Gedanken häufig zurück auf die jüngste Vergangenheit. Zwar war auch diese düster; aber man stand ihr doch schon objektiver gegenüber.

Als einer, der 1798 im Vordergrund der Ereignisse gestanden hatte, wußte Reding über den Kampf und die Unterwerfung des Landes Schwyz bemerkenswerte Einzelheiten zu berichten.

Als Ende April die Urkantone ihre Offensivbewegung gegen die Franzosen begannen, eine Kolonne links über den Brünig nach Brienz, eine solche rechts gegen den Zürichsee und Zürich entsandten und die Zuger ins Freiamt einfielen, zog Reding mit der mittleren Kolonne gegen Luzern, vor dessen Mauern gleichzeitig auch ein Kontingent Unterwaldner erschien. Die Stadt, zur Kapitulation aufgefordert, öffnete ihre Tore gegen Zusicherung der Unverletzlichkeit von Leben und Eigentum. Aber kaum waren die Truppen eingezogen, so zeigte sich der erschreckende Mangel an Disziplin, der jede Offensivbewegung zum voraus vereitelte. Reding hatte die Truppen auf dem

Mühleplatz aufgestellt, zwei Dritteile zur Messe beurlaubt — es war gerade Sonntag — und einen Drittel unter den Waffen behalten. Wie erstaunte er, als er nach einiger Zeit auch diesen letzten Teil nicht mehr auf dem Platz fand! Während er mit den luzernischen Behörden die Kapitulation vereinbarte, wonach in freundeidgenössischer Weise die altverbündete Stadt 20,000 fl. zu zahlen und einige Geschütze samt Munition auszuhändigen hatte, stachelte der bekannte Kapuzinerpater Paul Styger die Mannschaften auf, sich des Zeughauses zu bemächtigen, das, wie überhaupt alles in der Stadt befindliche Gut, ihnen gehöre. Mit Ungestim forderten die Soldaten auf dem Rathaus die Schlüssel. Vergeblich verwies ihnen Keding ihr Verlangen; kaum hatte ein Haufe sich entfernt, so erschien, von Styger aufgestiftet, ein anderer. Schon war das Zeughausstor eingebrochen und die Menge eingedrungen, da ließ Keding die Trommel rühren und brachte damit die Mannschaften wieder zur Besinnung.

Die geplante Offensivbewegung kam nur zu rasch ins Stocken. Zunächst blieb der erhoffte Zuzug von Tausenden luzernischer Bauern aus. Nur etwa hundert fanden sich in der Stadt ein, und diese lehnten Keding's Vorschlag, die Stadt zu bewachen, während er vorrücke, dankend ab mit dem Bemerken, sie wünschten nicht von den Bürgern abgeklopft und zur Stadt hinausgejagt zu werden. Inzwischen rückten die Franzosen unter General Schauenburg von Zürich aus gegen Schwyz vor, und Keding mußte Luzern preisgeben.

Nach dem Fall der drei Länder wünschte die Stadt Luzern sich mit dem neugeschaffenen Kanton Waldstätte wieder auszusöhnen und forderte diesen zur Entsendung einer Deputation auf. Die Wahl fiel auf Keding. Vergeblich widerstrebte dieser und bezeichnete sich, den Kommandierenden der in so ungünstiger Erinnerung stehenden Invasionstruppen, als die allerungeeignetste Persönlichkeit. Mit zwei andern Abgeordneten mußte er sich nach Luzern begeben. Dort wick man ihm, als man ihn erkannte, zuerst aus. Dann rottete sich vor dem Wirtshaus, in dem sie abgestiegen waren, ein Volkshaufe zusammen und machte Miene ins Haus einzudringen.

Zwei ehemalige Schweizeroffiziere in fremden Diensten warfen sich den Vordersten entgegen. Der Regierungsstatthalter Keller ließ durch öffentlichen Ausruf unter Trompetenklang Ruhe gebieten. Den wirksamsten Schutz gewährten französische Grenadiere, die das Wirtshaus besetzten. Sogar zwei französische Generale erschienen, deren einer, von Geburt ein Luzerner namens Meyer, seine Mitbürger aus einem Fenster des Wirtshauses haranguierte.

Folgenden Tages fand die offizielle Verhandlung mit den städtischen und den kantonalen Behörden statt. Keding brachte sie schnell in Fluß mit der Frage, was man an der jüngst geschlossenen Kapitulation geändert wünsche. Sofort erhob sich ein allgemeiner Lärm, da jeder sprechen wollte.

Mit Mühe stellte Rüttimann als Präsident die Ruhe her. Hierauf wurde vereinbart, die schwyzerischen Abgeordneten sollten sich anheischig machen, Waffen und Geld wieder zurückzuerstatten und einen Freiheitsbaum, den die Schwyzer mit großer Behendigkeit niedergelegt hatten, mit 900 Gl. Rh. zu vergüten. Schließlich beruhigten sich die Gemüther so sehr, daß die Verhandlung mit einer Mahlzeit abgeschlossen wurde. Ob die Luzerner ihr Geld wieder erhalten hätten, bemerkte Reding, wisse er nicht; denn die öffentlichen Kassen der Urkantone seien nach Aarau an den Sitz der helvetischen Regierung abgeführt worden. Zum mindesten sei weder aus Schwyz noch aus Unterwalden ein Betrag nach Luzern abgegangen.

Die Erlebnisse Redings bei den Kapitulationsverhandlungen, die auf die heldenmütigen Kämpfe vom 2. und 3. Mai beim Rotenturm, am Morgarten und bei St. Adrian folgten, seien zum Teil wörtlich wiedergegeben. Das Tagebuch gibt zunächst einen kurzen Überblick über den Kriegsplan der Waldstätte und das Ergebnis der verschiedenen Treffen und fährt dann fort:

„Der Widerstand, welchen die Franzosen am Sattel fanden, benahm ihnen die Lust weiter vorzudringen und machte den General Rouvion geneigt, eine Kapitulation zu schließen. Reding wurde mit Landschreiber Ulrich und Aide-major Büeler nach Zürich abgeordnet, um mit dem General Schauenburg (der sein Hauptquartier in Zürich aufgeschlagen hatte) die Kapitulation vollends ins Reine zu bringen. Kaum langte er am Abend an, als er in der Nacht durch einen Expressen von Schwyz die Nachricht erhält, daß das Schreiben, wodurch Rouvion dem von Zug über Arth anrückenden General Jordy den Abschluß des Waffenstillstandes mitteilte, von einer Schwyzerwache abgenommen und zerrissen worden sei und daß daher die nicht avertierten Truppen unter Jordys Befehl gegen Schwyz marschieren.“ AusderMaur, Redings Ordnonanzoffizier, hatte die Depesche des Generals Rouvion an den Dr. Zan zu Arth adressiert. Der Doktor beförderte sie ungesäumt weiter. Weil man aber auf ihn mißtrauisch war und das Schreiben die Adresse eines französischen Generals trug, erweckte es bei der Wache Verdacht und wurde von ihr vernichtet.

„Sogleich begibt sich Reding mit seinen Gefährten zur Krone (dem heutigen Zürcherhof) und läßt den General Schauenburg wecken. Dieser empfängt ihn gar freundschaftlich, obgleich er so zur Unzeit kommt, und ist alsogleich bereit, eine Ordre an Jordy zu erlassen. Sie wird durch den Sekretär ausgefertigt, durch eine Ordnonanz von Schauenburg, die Reding von einer feinnigen begleiten läßt, in Eile überbracht“ und erreicht glücklich ihr Ziel . . .

„Reding wollte den General Schauenburg bei so früher Tageszeit nicht weiter stören und verabschiedete sich mit dem Versprechen, um 8 Uhr ins Generalquartier zurück zu kommen. Man trank daselbst zuerst Caffé und erhielt manche Lobspprüche über die bezeugte Tapferkeit. Hr. Reding benutzte

„diesen Anlaß, um dem General zu sagen, daß er noch einen Punkt auf dem Herzen habe, dessethalben er wünsche, daß er der Capitulation möchte beygesetzt werden. Die Abneigung seiner Landsleute gegen die neue Constitution sey unbezwinglich, und er stehe in Sorgen, daß die Ruhe nicht anders könne hergestellt werden, als wenn man den IV Cantonen ihre Verfassung lasse und sie nur in Betreff der äußeren Angelegenheiten mit der übrigen Schweiz verbinde. Schauenburg, der sich immer gegen Herrn Reding gefehrt hielt, fand solches gar natürlich, derweilen sein Secretair große Augen dazu machte und immer auf den Moment paßte, seinem Superieur einen Wink zu geben, daß er rückhaltiger mit der Approbation seyn möchte. Wie ihm dieses nicht gelingen wollte, gieng er in ein Nebenzimmer und ließ den General unter dem Vorwand, es verlange ihn jemand zu sprechen, heraus rufen. Wie Schauenburg wieder ins Zimmer kam, fieng er damit an, daß er eigentlich nur fürs Militärische zu sorgen habe und der Bürger Rapinat sich mit dem politischen befasse. Hr. Reding begehrte, mit demselben zu sprechen, und Schauenburg versetzte, daß dieses gar wol möglich sey, da Rapinat im gleichen Hause logiere, warnte Hrn. Reding aber unter der Hand, daß derselbe der ausgemachteste Hundsstott sey.“

„Diese Warnung flößte Hrn. Reding eben nicht viel Achtung für dieses Personage ein, und wie Rapinat ihm im honigsüßen Ton die Vortheile der Einheit anpries, erwiderte er demselben in persiflirenden Ton: „Nun, Bürger Rapinat, mich haben sie erbaut; ich möchte nur wünschen, daß sie vor die Landsgemeine zu Schwyz treten und da diese Vortheile dem Volke auf eine ebenso heredte Weise vorstellen würden. Wer weiß, was alsdann erfolgen könnte.“ Rapinat blähte sich nicht wenig über dieses Compliment, ließ aber keine Veränderung über diesen Artikel in die Capitulation zu. Wol äußerte er nach dem Mittagessen, daß man gemeinschaftlich beim Schwert einnahm, gegen Hrn. Reding etwas, das dem Verlangen ähnlich sahe, seine Beredsamkeit an dem Volk von Schwyz zu versuchen. Hr. Reding machte ihm aber bemerken, daß nach der Capitulation es für ihn, einen Franzosen, eben nicht gar sicher seyn würde, nach Schwyz zu kommen, und daß er schwerlich seine Landsleute befehren möchte.“

„Nicht nur bey der Gelegenheit überhäufte ihn Schauenburg mit Höflichkeiten; sondern er schrieb auch an Hrn. Reding, daß zu Zürich viele Leute ihn bey Rapinat anschwärzen, als wenn er aufs neue das Volk aufwiegle. Hr. Reding antwortete, er wünsche nichts besseres, als daß Rapinat ihm einen Tag anberaume, wo er seinen Verläumderer unter die Augen treten und ihre lügenhaften Anzeigen in seinem Beisein zu nichte machen könne. Auf dieses erfolgte keine weitere schriftliche Äußerung; wol aber traf Schauenburg den Hrn. Reding eben zur Zeit, wo die Eydleistung im Trieb war, zu Baden,

„und sagte ihm, seine Antwort habe den Rapinat geschweigt, der seitdem über  
 „seine Person kein Wort weiter habe fallen lassen. Zugleich fügte er im Ver-  
 „trauen bey, er befürchte, die Capitulation werde nicht lange mehr bestehen,  
 „da die Einwohner der kleinen Cantonen sich weigeren, den Eyd zu leisten.  
 „Sr. Reding bedeutete ihm, daß es höchst seltsam sei, diesen Eyd erzwingen  
 „zu wollen; denn ein erzwungener Eyd sei Gott leyh. Da er aber den General  
 „nicht überzeugen konnte, schieden sie unter wechselseitigen Höflichkeits-Bezeugungen  
 „von einander.“

Wie rasch das Volk mit dem Vorwurf des Verrates zur Hand ist, hatte Reding im März des Jahres erlebt. Er hatte damals mit dem schwyzerischen Hülfskorps für Bern im Entlibuch auf die Kunde vom Fall der Stadt wieder umkehren müssen und dabei die unangenehme Aufgabe gehabt, den bernischen Kommissär Manuel vor der Wut der Entlibucher Bauern zu schützen, die, wie ihre bernischen Nachbarn, Verrat schrieken und über Manuel herfallen wollten.

Wie solcher Verdacht unter Umständen aus der Schwäche Einzelner mit Notwendigkeit herauswachsen muß, zeigt eine Erzählung Redings über das Verhalten eines schwyzerischen Würdenträgers. Dieser hätte die Pflicht gehabt, mit dem Banner, das die Bauern bereits aus seiner Wohnung in die Kirche gebracht hatten, den Landsturm gegen den Feind zu führen. Angesichts der Gefahr übermannte ihn die Schwäche: er entwich und schloß sich, in glarnerischer Uniform und mit einem Gewehr bewaffnet, einer Glarner Kompagnie an, die von Zug über den Pragel nach Hause zurückkehrte. Im August hielt er den allgemeinen Unwillen für besänftigt und kehrte zurück. Von einigen Nachbarn nach dem eigentlichen Grund seines Verschwindens befragt, war er feig genug, sich damit zu entschuldigen, daß er von Verrätern umgeben gewesen sei. Das unglückliche Wort, das gerade in der aufgeregten Zeit fiel, da über der Frage des Bürgereides in Nidwalden der Ausstand ausbrach und auch Schwyz sich erhob, wurde schnell verbreitet. Man verlangte die Namen zu wissen. Da er nicht mehr zurück konnte, nannte er in der Verlegenheit die Namen einiger Verwandten und die von Mloys und Karl Reding. Die Sache erregte so ungeheures Aufsehen, daß ihm zugesetzt wurde, die Namen vor offener Gemeinde zu wiederholen. Darüber neue Pein. Kam er der Aufforderung nach, so verstieß er gegen das Gesetz; denn dieses verbot alle Versammlungen. Lehnte er sie ab, so wurde seine Erbärmlichkeit offenbar. In der Verzweiflung erwirkte er einen Tag Aufschub, den er benutzte, um neuerdings heimlich zu entweichen, diesmal nach Baden im Aargau, wo gerade die beiden Reding weilten. Diese, die schon von der schweren Anklage unterrichtet waren, fuhren anfänglich voll Zorn über den Schwächling her; bald jedoch wandelte sich ihr Zorn in Mitleiden gegen den Mann, der vollkommen den Kopf verloren hatte. Sie brachten

ihn zuerst in ein Berstreck und rieten ihm sodann auf einen Wink aus Aarau, das Wasser hinab über die Grenze nach Waldshut zu fliehen.

\* \* \*

Mancherlei zu reden gab das leidvolle Jahr 1799. Eine eigentümliche Nachricht bringt das Tagebuch über die Entstehung des Brandes von Altdorf im April 1799, der unter heftigem Föhn zuerst die Häuser auf der einen Seite des Baches vernichtete und dann, als der Wind nach Norden unsprang, auch die andere Seite verzehrte. \*) Müller, der junge Unterstatthalter, habe die Wut seiner Landsleute gereizt, als er das Elitenaufgebot für die helvetischen Truppen durch unvernünftige Drohungen unterstützen zu müssen glaubte. Darüber hätten wahrscheinlich auch jene sich vergessen und dem angedrohten Niederbrennen ihrer eigenen Häuser die Einäscherung des ganzen Fleckens vorgezogen. Drei Nächte lang habe ein Kapuziner durch die Straßen Feuer geschrien und geklagt, er sehe die Ortschaft in Rauch aufgehen. Man hielt ihn für wahnsinnig und achtete nicht auf sein Schreien. Sollte er, so fragten sich die Gefangenen, etwa durch die Beichte Kenntniss von dem verzweifelten Vorhaben erhalten und seine Mitbürger haben warnen wollen? Als auffällig wurde auch der Umstand bezeichnet, daß ein Teil der Bewohner beim Brande untätig zusah.

Selbst über das Ergebnis der Sammlungen, die Abgeordnete zu gunsten des niedergebrannten Heimatsfleckens im Ausland veranstalteten, weiß das Tagebuch einige Angaben zu machen. In Holland erhielten sie trotz aller Bemühungen nur 75 Louisdors, in Paris gar nur 5; in Hamburg fiel ein ertlecklicher Betrag ab. Am besten erging es ihnen in London, wo sie in kurzer Zeit 1200 Guineen beisammen hatten, obgleich die reichen Familien noch nicht vom Lande zurückgekehrt waren.

Groß war die Not in Schwyz, als Ende August die Franzosen wieder einrückten. Den Österreichern war, als sie im Frühjahr das Tal besetzt hatten, mancherlei Unterstützung zuteil geworden. Aus Angst vor der Rache der Franzosen verließen die einflußreicheren oder stärker beteiligten Persönlichkeiten die Heimat. Mit Reding, der zwar zur Mäßigung gemahnt, aber damit nicht immer Erfolg gehabt hatte, zog seine ganze nähere Familie, 30 bis 32 Köpfe, die Dienstboten inbegriffen, über den Bodensee, — den Weg, den damals die meisten der Emigranten einschlugen. Die Zurückbleibenden hofften, nachdem die Häupter das Land verlassen hatten, um so glimpflicher davon zu kommen, sahen sich aber in ihren Erwartungen schwer getäuscht. Die Soldaten drangen in die Häuser, schafften Wein und Lebensmittel in großen Gefäßen auf die

\*) Über den Brand von Altdorf vgl. 5. histor. Neujahrsblatt hg. v. Verein f. Geschichte und Altertümer von Uri auf das Jahr 1899.

Straßen und Plätze, stopften und sofften sich voll und schütteten aus, was übrig blieb. Dann fieng die Plünderung an. Landammann Schorno verlor 15,000 fl. und alle Juwelen. Auch Familienschriften und -Archivalien entgingen der Zerstörung nicht. Redings Haus sollte in Brand gesteckt werden. Da es nicht brennen wollte, hob man das Dach ab. Schließlich vermochte Bichofke, der soeben zum Regierungskommissär für den Kanton Waldstätte ernannt worden war, es zu retten, indem er es für sich in Besitz nahm. Der kommandierende General zwang die Einwohner, den Freiheitsbaum wieder aufzurichten, und die Municipalität, um den Baum zu tanzen, wovon sogar der Pfarrhelfer nicht dispensiert wurde.

Reding zog mit den Seinen nach kurzer Zeit wieder über den Bodensee zurück nach Rorschach, wo sich auch andere emigrierte Familien niedergelassen hatten. Aber der unvermeidlichen Klatzereien und Eiferfüchteleien bald satt, wandte er sich, sobald einigermaßen Ruhe eingetreten war, wieder der Heimat zu. Unterwegs wollte es der Zufall, daß er in Wallisellen französische Soldaten antraf, die seine Pelzmütze, seinen Mantel und andere in seinem Hause erbeutete Kleidungsstücke trugen.

In Schwyz hatte inzwischen die Not erst recht begonnen. Die meisten Einwohner waren von Hausgeräten und Kleidern entblößt, die Futtermaterialien gingen zur Neige. Schon schien den Bauern, da die Hauptpässe gesperrt waren, nichts übrig zu bleiben, als ihr Vieh mit Tannreis zu füttern oder zu schlachten. Da fiel der Vorschlag, die Tiere, die man zu Hause nicht überwintern könne, über das Gebirge auf Wegen, die man sonst nicht für passierbar hielt, nach Italien zu führen. „Man band — und nun folgen wir wieder dem Tagebuch — „dem Vieh das nötigste Futter zwischen die Hörner und auf den Rücken. „Die Führer versahen sich mit etwas Brod, und so zog man über beschneite Gebirge. „Des Abends machte man ein großes Feuer, um das sich Menschen und Vieh „im Kreis lagerten und das sie die ganze Nacht unterhielten. Während das „Vieh sein karges Futter verzehrte, kochten die Führer ihr Brod in der Milch, „die sie von den Kühen gewonnen hatten. So gelangten sie den nächsten Weg „an die Grenzen von Italien. Hier wurde anfänglich der Eingang verweigert. „Es mußte geschmiert und für jedes Stück ein kleiner Taler bezahlt werden. „Denen, so den ersten Versuch wagten, wurden Leute nachgeschickt, und auf „deren guten Bericht folgten andere Karawanen nach. Freilich bekam das Vieh „schwache Hüfe und Entzündungen im Mund, so daß der Handel stocken wollte. „Allein auch diesem mußte man durch bekannte Mittel abzuhelfen, und so „wurden nach und nach bis 20 Sennten, jede zu 30 Kühen gerechnet, in „Italien abgesetzt. Dadurch erreichte man den doppelten Zweck, daß so viel „Vieh weniger mußte den Winter über gefüttert werden und daß eine hübsche



„Summe Geldes ins Land kam, womit manche Bedürfnisse wieder angeschafft werden konnten.“

„In eben diese Zeit — lesen wir an anderer Stelle — fiel auch die „Aufforderung, daß dürftige Eltern ihre Kinder nach Solothurn, Freyburg u. s. f. „abgeben möchten, wo man für sie sorgen werde. Hr. Reding machte solches „bekannt. Allein sogleich erhob sich dagegen das Vorurteil, daß, weil man „aus dem Kanton den Franzosen kein Volk geben wolle, jetzt dieser Schlich „gebraucht werde, um die jungen Knaben aus dem Land zu ziehen, damit, wenn „sie herangewachsen seyen, dieselben alsdann in französische Dienste zu treten „könnten gezwungen werden. Reding, unwillig über dieses lächerliche Mistrauen, „sagte den Leuten, daß, wofern sie die wohlthätige Absicht der angebotenen „Erleichterung nicht anerkennen, sie thun mögen, was sie wollen. Am End „meldeten sich doch etwa 60 Kinder, die man unter Aufsicht von Geistlichen „an ihre Bestimmung abordnete. Eigentlich war jedem von denselben seine „Herrschaft angewiesen. Bey dem ersten Transport war aber der Enthusiasmus „aller Orten, wo sie durchzogen, so groß, daß man die Kinder dem Aufseher „unter der Hand wegnahm, er bei seiner Rückkunft außer Stand war, Rechen- „schaft zu geben, wo er sie abgesetzt habe, und es auch viel Nachforschens „bedurfte, bis man die Stelle eines jeden aufgefunden hatte. Herr Reding „hatte die Freude, daß bald alle diese Kinder gut ausfielen, sich in ihre Lage „zu fügen wußten und fett und wolgekleidet hin und wider zu den Ihrigen „zum Besuch kamen.“

Angeichts solcher Leiden kam es Hirzel erst recht zum Bewußtsein, wie glimpflich die Stadt Zürich 1799 bei den beiden Schlachten weggekommen sei.

### III.

Den ausgiebigsten Gesprächsstoff neben der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit boten Erinnerungen und Erzählungen aus den fremden Kriegsdiensten. Nur zwei der Gefangenen sahen auf solche zurück: Reding, der im spanischen, und AufderMaur, der im neapolitanischen und im sardinischen Heere gedient hatte. Dafür wußte jener um so mehr auch aus dem Leben anderer, insbesondere Verwandter, zu erzählen. Er gehörte einer hervorragend militärischen Familie an. Sein Vater war spanischer Oberstlieutenant gewesen. Seine beiden ältesten Brüder Theodor und Nazar standen ebenfalls in spanischen Diensten und rückten später zu spanischen Marschällen auf. Theodor, der mit dem Marschall Castaños im Jahre 1808 den bis anhin stets siegreichen Truppen Napoleons bei Baylén die erste Niederlage beibrachte, wurde sogar Grande von Spanien. Ein dritter Bruder, Rudolf, war französischer Gardehauptmann, wurde am 10. August 1792 verwundet und starb als Opfer der Septembermorde.

Den jungen Offizieren mochte, wenn sie eben erst aus der Heimat gekommen und frisch in ihre Regimenter eingetreten waren, ihre Umgebung anfangs recht ungewohnt erscheinen. Die neuen Verhältnisse standen in grellem Gegensatz zu den heimischen Einrichtungen und Gewohnheiten.

Eine der ersten Aufgaben im fremden Lande war, sich dessen Sprache anzueignen. Nicht jeder gieng dabei gleich vor.

Ein Schwager Redings, der in der französischen Schweizergarde stand, hatte sich vorgenommen, vor den Kameraden kein fremdes Wort zu sprechen, ehe er die neue Sprache nicht ordentlich beherrschte. Schon fiengen jene an, sich über den ungelehrigen Genossen lustig zu machen, als er eines schönen Tages in einer Abendgesellschaft sich zur größten Verwunderung aller auf einmal geläufig französisch ausdrückte. Sprachliche Schnitzer und Entgleisungen, deren sich die Neulinge schuldig machten, riefen ohne Zweifel häufig das Ergötzen der Kameraden hervor. Reding erzählte einmal auf öffentlicher Promenade von der Krankheit seiner Schwester und machte über eine Luftveränderung, die der Arzt angeordnet hatte, die Bemerkung: Sa scœur allait changer de vent. Die Kameraden belohnten hierauf die Verwechslung von air und vent mit solch schallendem Gelächter, daß die Vorübergehenden still standen. Nicht selten nahmen sich ältere Genossen der Anfänger und ihrer unbeholfenen Sprechweise an.

Handelte es sich bei der Sprache um Schwierigkeiten, die schließlich jeder überwand, so fehlte es auch nicht an eigentlichen Gefahren, die dem Geldbeutel, der Gesundheit und der ganzen Existenz der unerfahrenen Neulinge drohten. Theodor Reding pflegte deshalb als Oberst seine jungen Offiziere bei verständigen älteren Kameraden unterzubringen, die jene auf geschickte Art zu beraten und zu leiten hatten. So gelang es ihm, manchen vor dem Fall zu bewahren.

Eine der größten Gefahren war das Spiel. Wie unversehens man zu seinem Opfer werden konnte, zeigt eine Erzählung AufderMaur's. Dieser ließ sich eines Tages aus Gefälligkeit gegen eine Dame herbei, für kurze Zeit ihre Stelle am Spieltisch zu vertreten und mit einer andern Dame halbpakt zu machen, ohne daß er die Höhe des Einsatzes kannte. Am Schluß des Abends wurden ihm zu seiner höchsten Überraschung 150 Louisdors als Spielgewinn ausbezahlt. Anständigerweise mußte er sich am nächsten Abend seiner Partnerin wieder zur Verfügung stellen. Er verlor den gestrigen Gewinn und benutzte sofort den Augenblick, die Teilhaberschaft aufzuheben.

Der Spielteufel vernichtete manche hoffnungsvolle Existenz und verursachte manchen Selbstmord. Andere seiner Opfer fanden einen besseren Ausweg. So erzählte Hirzel von einem Fähnrich in französischen Diensten, einem Luzerner Namens Zimmermann, der einst im Spiel nicht nur sein bares Geld verloren, sondern noch Schulden gemacht hatte. „In der zweifelhaften Stimmung, ob er sich vor den Kopf schießen oder desertieren wolle, fiel er auf das letztere. Er

„begiebt sich nach einem Seehafen, schiffte sich nach Amerika ein, wo eben der „Krieg mit England ausgebrochen war, und nimmt unter den amerikanischen „Truppen Dienste. Dort betrügt er sich so gut, daß sein Hauptmann, der von „seinem Wesen und seiner Figur eingenommen ist, ihn eines Tages um sein „Schicksal befragt. Da er's ihm offen entdeckt, trägt der andere Bedauern darüber „und bringt Zimmermann bei einem reichen Amerikaner, der zugleich eine schöne „Frau hat, unter. Bei denen macht er sich so beliebt, daß, da der Ehegatte in „sechs Monaten verstirbt, die Witwe den schönen Schweizer ehlicht. Ihre erste „Niederkunft ist indeß so unglücklich, daß sie und das Kind das Leben dabei „einbüßen. Sie hatte jedoch zu seinen Gunsten ein Testament verfaßt, insolge- „dessen er zum Besitz eines großen Vermögens gelangte. Das erste, was Zimmer- „mann hierauf vornahm, war, daß er nach Paris zurückreiste und dort seine „Schulden tilgte. Hernach gieng er aber wieder nach Amerika, woher von seinen „ferneren Schicksalen nichts weiter bekannt worden ist.“

Auch sonst war mancherlei Gelegenheit, Schulden zu machen, und an leichten Elementen, die oft bis über die Ohren drin saßen, fehlte es nicht. Aber, wurde bemerkt, wenn sie nur nicht dem Trunk ergeben seien, so dürfe man immer noch auf Besserung hoffen. Als Beispiel wurde ein Offizier Namens Haab aufgeführt, der in dem Regiment stand, welches Zürich den Niederlanden stellte. Mangel an Beschäftigung hatte ihn zu einem ausschweifenden Leben getrieben und veranlaßt, oft Schulden zu machen, die er jeweilen im Arrest, zuletzt bei Wasser und Brot, absitzen mußte. In der unfreiwilligen Muße fieng er an, aus Langeweile sich mit Geometrie zu beschäftigen. Der anfängliche Zeitvertreib wandelte sich bald in lebhaftes Interesse um. Er legte Zeichnungen an, die zufälligerweise dem preußischen Gesandten im Haag zu Gesicht kamen und diesem wegen ihrer Schärfe und Genauigkeit auffielen. Der Gesandte erkundigte sich nach dem Manne. Auf seine Veranlassung trat Haab in das preußische Ingenieurkorps ein und zeichnete sich dort so aus, daß er die Stelle eines Inspektors der Befestigungen von Breslau erhielt und sich gut verheiraten konnte. Nach langjähriger Abwesenheit von der Vaterstadt, gedachte er ihr einen Besuch zu machen; aber seiner Absicht kam der Tod zuvor.

Ein anderes Kapitel bildeten, namentlich in südlichen Ländern, Krankheiten. Neding holte sich eine schwere in Alcudia auf der Insel Majorca. Dort lag stets ein Detachement von 40 Mann, das die Aufgabe hatte, Landungen der Barbaren im dortigen guten Hafen zu verhindern. Die Stadt war von Sümpfen umgeben und hatte ein so ungesundes Klima, daß sie ganz verödet war und die Besatzung, die monatlich wechselte, stets die Hälfte ihres Bestandes, wo nicht mehr, durch Krankheit oder Tod verlor. Die Regierung versuchte durch Austrocknen der Sümpfe den Krankheiten Einhalt zu thun. Ungünstigerweise fieng sie mit den Arbeiten in einem Frühjahre an, so daß, als die Sommerhize kam,

das Fieber erst recht um sich griff. In der Folge kam man darauf, die Arbeiten in den Winter zu verlegen.

Als Reding in diese höchst ungesunde Stadt versetzt wurde, versuchte er, sich durch sorgfältige Lebensweise, insbesondere durch häufige Meerbäder der ungünstigen Einflüsse zu erwehren. Nach anfänglichem kurzem Unwohlsein gelang ihm das aufs beste. Aber am zweitletzten Tage vor der Ablösung wurde auch er vom Fieber ergriffen, und zwar so heftig, daß zwei Personen ihn kaum im Bett zu halten vermochten. Dem geschwächten Kranken machte der ablösende Nachfolger, ein älterer Hauptmann, Vorwürfe: So gehe es den jungen Leuten; sie müßten sich nicht zu benehmen, holten sich durch Essen von Früchten u. s. f. den Tod. Er werde sich wohl hüten, an die Luft zu gehen, bevor er den Magen durch eine Flasche Malaga gestärkt habe — ein Mittel, das ihn dem elenden Klima als eines der ersten Opfer auslieferte. Bewußtlos wurde der Kranke nächtllicherweile auf einem Maulthier nach Palma geführt, wo das Regiment lag. Während der Fieberanfalle mußte sein Begleiter sich hinter ihn setzen und ihn mit den Armen halten. In Palma wurde ihm sofort zur Ader gelassen; statt Blut trat nur etwas dicke, gelbe Masse aus. Nach 48 Stunden erfolgte ein heftiger Schweiß, der das Fieber brach. Trotzdem wollte keine rechte Erholung eintreten. Der Arzt befürchtete ein Siechtum. Schließlich verschaffte sein Bruder und Regimentskommandeur ihm einen halbjährigen Urlaub. In größter Schwäche trat Reding, von seinem Diener begleitet, die Reise nach Hause an. Dort genas er langsam, nicht ohne daß ein aus Unvorsichtigkeit verschuldeter Rückfall ihn neuerdings an den Rand des Grabes brachte. Den wirksamen Abschluß der Genesung bildete eine Kur in Fideris, wo aber die düstere Lage, regnerisches Wetter und eine Badegesellschaft, die sich meist nur über ihre Beschwerden unterhielt, den Aufenthalt so langweilig machten, daß der Kurant aus lauter Verzweiflung sich auf Klöppeln und Filetstricken verlegte.

Den Einrichtungen des Landes hatten die Offiziere trotz der mannigfachen Freiheiten, deren sich die Schweizerregimenter erfreuten, Rechnung zu tragen. In Spanien kam dabei insbesondere auch die Inquisition in Betracht. Zwar hatte diese ihre Praxis unter dem Einfluß der Aufklärung erheblich gemildert. Sie diene, meinte Reding, nach dem spanischen Sprichwort nur noch als Rappzaun für die Religiosen, die sich sonst zu große Ungebundenheit erlauben würden. Wer nicht über Religion und Dogma öffentlich losziehe, dürfe der Inquisition halber unbekümmert in Spanien leben. Immerhin war doch eine gewisse Vorsicht angezeigt. Zum Beweis können zwei kleine Geschichten gelten, die Reding erzählte.

„Die Inquisition hat die Censur über Bücher, Kupferstiche u. s. w. „Natürlich stehen alle Werke der neueren Philosophen auf dem Verzeichniß der „verbotenen Bücher. Nichts destoweniger befinden sich die Schriften von

„Voltaire, Rousseau, Condillac, Raynal in allen beträchtlichen Privatbibliotheken:  
 „eine klare Anzeige, daß die Inquisition nicht mehr, wie vormals, ihre Nach-  
 „suchungen bis ins Innere der Häuser erstrecken darf, noch daß die Spanier  
 „sich ihretwegen scheuen, durch Schleichwege zum Besitz verbotener Bücher  
 „zu gelangen.“

„Herr Obrist Reding hatte seinen Bruder Garde-Hauptmann in Frank-  
 „reich um die Gefälligkeit angesprochen, ihm einige Duzend der ausserlesensten  
 „Kupferstiche zur Ausmeublirung seiner Zimmer von Paris nach Palma zu  
 „übermachen. Wie das Kistgen in der Douane als Kupferstiche enthaltend  
 „declarirt wurde, hieß es, man müsse es der Inquisition zur Untersuchung  
 „zusenden. Dies stand nun freylich dem Herrn Obersten nicht an. Glück-  
 „licherweise traf er den ersten Inquisitor bey der alten Marchesa Romana an.  
 „Er eröffnete demselben sein Anliegen, und dieser war so gefällig, das An-  
 „erbieten zu thun, daß er in Begleit des Herrn Obristen die Untersuchung in  
 „der Douane vornehmen wolle. Sie kehren mit einander hin, der Inquisitor  
 „bewaffnet sein Aug mit einer Brille und betrachtet die Kunstwerke eins nach  
 „dem anderen. Es befinden sich darunter manche, wo die Natur nur zu getreu  
 „nachgeahmt war. Dem Obersten war bange, daß das Urtheil der Verwerfung  
 „sie treffen möchte. Allein der h. Vater fand, daß es zuletzt Abbildungen der  
 „Natur wären, beguckte sie nicht ohne Wolgefallen, weil solche wirklich schön  
 „gearbeitet waren, und begnügte sich, dem Obersten zuzuslüsteren, daß er ja  
 „die ausgezeichnetesten nicht jedermanns Auge blos stellen, sondern in seinem  
 „Cabinet aufhängen lassen werde. Der Herr Reding versprach, dieser Weisung  
 „treulich nachzukommen, und so endigte sich die Censur zu beydseitigem  
 „Bergnügen.“

„Ein halb Duzend Offiziers vom Regiment Reding speisten zusammen bey  
 „einem Garfoch, der ein paar italienische Aufwärter in seinem Dienst hatte,  
 „welche mitunter auch deutsch und französisch verstanden. Einer aus diesen  
 „nahm großes Ärgerniß ob den Reden dieser militärischen Tischgesellschaft,  
 „welche, durch die Lectur der Schriften der Modephilosophen erleuchtet, von  
 „der Vernichtung des Menschen nach dem Tode und anderen dergleichen  
 „Gegenständen als von ausgemachten Wahrheiten sprach. Der Aufwärter er-  
 „öffnete seine Scrupel dem Meister, der ihm wol sagte, er solle sich nicht mit  
 „anderer Leuten Gewissens-Angelegenheiten beschweren und sich über Tisch-  
 „gespräche nicht aufhalten. Allein der Burche ließ sich nicht beschwichtigen,  
 „sondern denunzirte die Philosophen im Harnisch der h. Inquisition. Der  
 „nämliche Inquisitor von dem soeben die Rede war, kam zu Herrn Obrist  
 „Reding, bezeugte demselben sein Seydwesen über den Vorgang und äußerte  
 „sich, der Handel könne nicht wol anderst abgethan werden, als wenn die in-  
 „discreten Sprecher zu ihm kommen, sich selbst angeben und ihren Irrthum

„erkennen. Der Obrist schüttelte den Kopf und bemerkte dem Inquisitor, daß „er solches seinen Offiziers unmöglich zumuthen könne. Dieser erwiderte, man „müße sich nur verstehen; die Offiziers dürfen sich nur gegen ihn äußern, es „seye ihnen über verschiedene Dogmen Scrupel aufgestiegen, und sie verlangen „darüber belehrt zu werden. Der Obrist versetzte, er wolle versuchen seine „Offiziers hierzu zu bereden. Er bescheidet sie zu sich, zeigt ihnen an, warum „es zu thun sey, mit dem Beyfügen, daß, wenn sie den Schritt nicht thun „wollen, er's ihnen überlassen müsse, den Handel mit der h. Inquisition aus- „zusechten. Nach einigem Bedenken fügen sich dieselben dem Rath, kehren „samt und sonders auf eine verabredete Stunde zum Inquisitor hin und sagen „demselben zimlich cavalierisch, sie möchten seine Gedanken über diese und jene „Zweifel wissen. Der kluge Mann sieht über das unförmliche dieses Benehmens „weg, nimmt liebreich das Wort, sucht sie durch alle Gründe, welche er in „der genommenen Frist hat sammeln können, von der Unstatthaftigkeit der „vorgesetzten Meinungen zu belehren und entläßt sie mit dem freundschaftlichen „Rath, sich fürderhin über solche Materien nicht an Wirths-Tafeln zu unter- „halten.“

Von Zeit zu Zeit hatten die Offiziere langen Urlaub, den sie zumeist in der Heimat zubrachten. Wie es einem unterwegs ergehen konnte, zeigt eine andere Erzählung Redings. Auf dem Rückwege „schiffte er sich mit einigen „Mitoffizieren in Genua ein. Die Fahrt gieng anfangs so glücklich vonstatten, „daß sie binnen kurzer Zeit die Küste von Spanien erblickten. Aber bald kam „der Wind mit solchem Ungeflüm aus dem entgegengesetzten Punkt, daß nicht „allein große Gefahr entstand, sondern auch noch eine langweilige Fahrt zu „besorgen war, wenn er sich legte. Herr Reding wünschte daher so bald als „möglich ans Land zu kommen. Der Geldvorrat aber, den die Offiziere zu Genua „unbedachtsamerweise in unnütze Bijoux umgesetzt hatten, wollte nicht für alle „hinreichen, um die Reise zu Land zu machen. Reding und sein Kamerad, „Namens Schwendbüel, entschlossen sich deshalb, sie allein mit etwa 12 Louisdor „zu unternehmen. Zu Hières wurden die beiden ans Land gesetzt; und nun „gieng ihre vornehmste Sorge dahin, es auszuweichen, daß ihnen ein Paß ab- „gefordert werde; denn da sie keinen vorweisen konnten, würde man sie in „Verwahr gesetzt haben, bis die Umstände, womit sie sich legitimieren wollten, „wären verifiziert worden.“

„Von den Isles d'Hières aus unternahmen sie den Weg nach Toulon zu „Fuß. Wie sie sich der Stadt näherten, warteten sie die Stunde ab, wo die „Spaziergänger wieder in die Stadt kehrten, und konnten unter denselben nebst „dem, der ihr Gepäck trug, mit hineinschleichen. Jetzt unterhandelte man mit „einem Voiturier, der sie in einer Kutsche nach Montpellier führen sollte. Der „Preis wurde auf 10 Louisdor angesetzt. Mit den zwei übrigen konnte man

„aber nicht weit langen. Das gab den Reisenden, die beide auf der Flöte bliesen und im Spiel aneinander gewöhnt waren, den Gedanken ein, sich als Musiker auszugeben und auf dem Wege zu sehen, was sie als Musiker zusammenbringen könnten. Eine Schauspielerin, Mamsell Miette (d. h. Brotkrume) genannt, die zu Marseille verabschiedet worden war, weil sie nicht singen konnte, ließ durch den Kutscher anfragen, ob sie die Reise mitmachen dürfe. Aus Gutherzigkeit wurde ihr solches zugestanden“.

„Außerhalb Beaucaire (auf dem rechten Rhoneufer) fand man so schlechte Straßen, daß die Kutsche gegen Abend stecken blieb. Die Reisenden erkundigten sich, wie weit es zum nächsten Dorfe sei, und entschlossen sich zu Fuß dahin zu gehen. Wie sie dort ankamen, fanden sie das Wirtshaus mit den jungen Leuten vom Ort angefüllt, die sich da mit Trinken und Tanzen erlustigten. Dem angenommenen Charakter getreu zogen die beiden bürgerlich gekleideten Offiziere ihre Flöten hervor und spielten zur großen Freude der Gesellschaft ihre Tänze auf. Man ließ ihnen zum Dank Essen und Trinken reichen, das sie jedoch größtenteils ihre Mitkameraden, die Dorfmusikanten, verzehren ließen und nur, dem Kostüme gemäß, zum Schein kosteten. Da mittlerweile die Kutsche immer noch ausblieb, wandten sie sich an den vorzüglichsten der anwesenden Tänzer und klagten ihm ihre Not. Sofort gebot dieser Stillschweigen und rief seiner Gesellschaft zu: Citoyens, voici des pauvres voyageurs, dont la voiture est restée en chemin. Allons la secourir et l'amener ici! Der Vorschlag ward einmütig angenommen. Ein Teil der jungen Leute eilte mit vier Pferden dem Wagen zu, zum großen Trost des Kutschers, der ohne diese Hülfe die Nacht über auf der Heerstraße hätte ausharren müssen und statt dessen jetzt mit sechs Pferden dahergefahren kam. Unsere Musici wurden nun wieder angesprochen, das Fest zu verschönern, erhielten aber am End auf die Vorstellung, daß sie müde wären und morgen früh die Reise wieder antreten müßten, die Erlaubnis, sich zur Ruhe zu legen.“

„Folgenden Tages machten sie an dem ersten Halt, der in einem Dorfe erfolgte, den Versuch, sich mit Musik etwas zu verdienen. Unter jubelndem Gefolg der Jugend wurde von Haus zu Haus geflötet, — und Mamsell Brosam begleitete sie mit ihrem Gesang. Aber kaum hob sie an, als ihre Gefährten ob der freischenden Stimme in ein lautes Gelächter ausbrachen. Man entließ sie daher des Accompagnements und setzte die Arbeit mit den Flöten allein fort. Indesß betrug das Produkt des Verdienstes nicht mehr als 50 Sous. Zu den Kosten der Zehrung konnte Mamsell Miette nichts beitragen. Schwendbüel machte daher seinem Gefährten bemerken, daß es unbedachtsam sei, sich mit dieser Last länger zu beschweren, bekam aber von Reding die Antwort, er solle nur keinen Kummer haben; dieses Liebeswerk gegen Miette bringe ihnen gewiß Segen.“

„Unter derlei lustigen Abenteuern erreichte man endlich Montpellier, und „mit dem Schwand alle Sorge, da sie Bekannte daselbst zu treffen versichert „waren. Aber wie bestürzt mußten sie werden, als es bei der Nachfrage nach „den zwei Personen, an die sie sich wenden konnten, hieß: Comment? Ces mal- „heureux aristocrates ont dès longtemps quitté le pays. Sans cela on les „aurait traités selon leur mérites. Jetzt erst bedachte man die Unvorsichtigkeit „der unternommenen Landreise. Indem Keding diesen Grillen nachhieng, hörte „er auf der Straße jemand vor dem Gasthof katalonisch sprechen. Er erkundigte „sich, wer es wäre, und läßt den Mann herauskommen. Mit einem Male „schwindet aller Kummer, wie er vernimmt, er stehe bei einem Betturino zu „Barcelona in Diensten, befinde sich hier mit einem Wagen und sechs Maul- „tieren, worin er von Madrid aus Reisende hergeführt habe, und gehe nach „Spanien zurück mit 40 Pistolen in der Tasche, womit er desto lieber den „Herren behilflich sei, da er nicht nur die Offiziere des Regiments oft geführt, „sondern namentlich auch Herrn Keding's Bruder kenne. Nur ein Wölkchen „von Kummer blieb noch wegen dem Paß an den Grenzen zurück. Aber auch „das zerteilte sich, da am Grenzort ein Sekretär die Pässe besorgte, der ebenfalls „mit dem Regiment bekannt war und ihnen Glauben zustellte. Diese drollige „Reise geschah im Dezember 1791 und Januar 1792.“

Die Offiziere, insbesondere die jungen, waren im allgemeinen nicht glänzend gestellt, hatten aber trotzdem standesgemäß aufzutreten. Oft führten mehrere zusammen eine gemeinsame Haushaltung, wodurch sich die Unkosten verminderten. Immerhin waren auch in diesem Falle die Ausgaben nicht gering. Für den Bedienten, den die drei beisammenwohnenden Brüder Keding hielten, hatte jeder jährlich 600  $\text{fl}$  aufzuwenden. Konnten die fremden Dienste für die meisten nicht gerade als Geldquelle gelten, so fehlte es doch nicht an der Möglichkeit, durch Heirat oder sonstwie zu größeren Einnahmen, ja selbst zu ansehnlichem Vermögen zu gelangen. Die höheren Offiziere erfreuten sich größerer Bezüge. Insbesondere konnten die Regimentsinhaber, in deren Händen das Werbegeschäft lag, sich nicht selten mit beträchtlichen Reichtümern in die Heimat zurückziehen. Freilich traten an sie, wenn es vornehm denkende Männer waren, auch um so größere Anforderungen heran. Theodor v. Keding war stets bereit, nützliche Einrichtungen in seinem Regiment zu unterstützen; er unterhielt eine Schule und setzte armen Offizierswitwen sogar Pensionen aus.

Im allgemeinen war der Sold in den republikanischen Staaten höher als in den monarchischen, aber der Dienst in den letzteren angesehenener, weil das Militär hier mehr galt. Die holländischen Mynheers, wurde bemerkt, blickten auf die Militärs so herab, wie die Herrschaft auf die Dienstboten. Auch der Dienst in der englisch-ostindischen Kompagnie galt in gewissen Kreisen nicht gerade als ehrenvoll, wie sehr auch von der andern Seite nicht nur auf die



reiche Kriegsbeute, sondern auch auf die Kriegstüchtigkeit der eingeborenen Gegner, der Mahratten, Hyder Ali's, Tipoo Saib's u. s. f. hingewiesen wurde. Wer eine genügende Gesundheit besaß, um die Strapazen in den überseeischen Ländern zu überstehen, konnte nach erledigter Dienstzeit in der Heimat sorgenfrei und bequem leben.

Um ihren Einkünften aufzuhelfen, versuchten sich manche Offiziere in kaufmännischen Spekulationen; gar nicht immer mit Erfolg. Reding und sein Bruder Theodor ließen sich einmal, als sie bei ungünstigem Wechselkurs Geld nach der Schweiz senden wollten, von einem Kaufmann verleiten, Wolle zu kaufen, um sie in Genua mit Gewinn abzusetzen. Als diese dort anlangte, war der Preis gefallen. Auf den Rat eines Freundes ließen sie sie nach Livorno bringen, wo sie aus Mangel an Nachfrage lange Zeit liegen blieb. Auf die Nachricht von einer Preiserhöhung in Genua, wurde sie wieder dorthin geführt, fand aber bei ihrer Ankunft eine völlig veränderte Preislage vor. Schließlich waren die Brüder froh, als der Verkäufer die Ware zum Verkaufspreis zurücknahm. Die großen Transportkosten und die sonstigen Auslagen mußten sie zu verschmerzen suchen.

Wie allenthalben, so machten sich auch in den fremden Kriegsdiensten nicht selten gewinnstüchtige Elemente geltend. Andererseits fehlte es aber auch nicht an uneigennütigen Männern. Als Beispiel wurde der bereits früher erwähnte General Meyer von Luzern angeführt. Meyer stand als Subalternoffizier bei der französischen Schweizergarde und kam öfters in die Lage, wenn ein Zusammenstoß zwischen den Truppen und einem Volkshaufen drohte, diesen zu haranguieren, was jedesmal von gutem Erfolg begleitet war. Dadurch wurde er mit Lafayette bekannt, der ihn veranlaßte, Adjutant bei ihm zu werden. In der Folge verblieb Meyer im französischen Heer, focht in Oberitalien und Agypten und traf Anfangs des Jahres 1802 mit Reding in Paris zusammen, wo er, der inzwischen zum General befördert worden war, mit vollstem Nachdruck die Rehabilitation eines ungerecht verurteilten früheren Vorgesetzten betrieb und zu dessen Gunsten sogar auf ein gewinnbringendes Kommando auf den westindischen Inseln verzichtete. Von Reding befragt, wie er sich denn ohne Stelle durchhelfen wolle, antwortete er: Ich habe nur noch 25 Louisdors; aber diese freuen mich mehr, als den Massena seine 60 Millionen; ich werde mich im Privatleben schon einzurichten wissen.

\* \* \*

Die Schweizerregimenter galten als festgefügte Einheiten und standen allenthalben im Ruf großer Zuverlässigkeit. Hierzu bedurfte es jedoch strenger Disziplin; denn die Regimenter wurden vielfach als Besserungsanstalten für nichtsnützige Elemente betrachtet und ihnen oft Leute zugeschoben, die wegen leichter

Bergehen aus der Heimat auf Zeit verbannt worden waren. So erzählte Keding von einem Gasthofknecht, — einem sonst tüchtigen Burschen, der, angesteckt durch das Beispiel der Herrschaften, zuerst sein eigenes Geld verspielte, sich hernach an fremdem vergriff, darüber ertappt wurde und die acht Jahre Verbannung, zu denen man ihn verurteilte, in neapolitanischen Diensten zubrachte.

Unter den Mannschaften fanden sich oft abenteuerliche Existenzen. Die bunteste Gesellschaft kam beim Spiel zusammen. Keding bemerkte, daß ihm keine Stelle so viel Verdruß bereitet habe, als da ihm die Aufsicht über die Bande von ca. 30 mutwilligen, aus allen Nationen zusammengewürfelten Burschen übertragen war, die das Spiel des Regiments bildeten und aus Neid und Eifersucht einander stets in den Haaren lagen.

Einmal befand sich darunter auch ein Chorherr aus Freiburg, der Sohn des Benners Aufleger, ein Mensch von mancherlei Talenten, aber ohne Haltung. Aufleger war nach verschiedenen Irrfahrten in Schwyz gelandet und hatte sich unter dem Namen Leger für das von Theodor Keding kommandierte Regiment, speziell für das Spiel anwerben lassen. Beim Regiment angelangt, das in Biscaya in den Winterquartieren stand, beherrschte er in kurzer Zeit sein Instrument. Aber bald empfand er es als schimpflich, nicht mit dem Gewehr zu dienen, während das Regiment gegen Frankreich zu Felde lag — es war die Zeit des ersten Koalitionskrieges. Auf sein dringendes Begehren versetzte Oberst Keding ihn unter die Gewehrtragenden und übergab ihn zur speziellen Ausbildung einem deutschen Korporal, der hin und wieder der Instruktion mit dem Stocke nachzuhelfen pflegte. Eines Tages griff er auch bei dem neuen Rekruten zu diesem Mittel. Dieser warf sofort sein Gewehr fort und eilte mit dem Ruf: „Ich bin ein geweihter Priester“ spornstreichs in das Quartier des Obersten, dem er seinen wahren Stand und Namen enthüllte, indem er sich auf einen anderen Korporal berief, der ihn sogleich erkannt, auf seine Bitte aber still geschwiegen hatte. Keding fand es im Einverständnis mit dem Bischof von Pampeluna geraten, der Familie in Freiburg Nachricht zu geben und inzwischen den Abenteurer auf einem Schloß in leichtem Gewahrsam zu halten. Dort wurde es diesem bald zu langweilig. Er suchte mit einem Trupp schiffbrüchiger französischer Matrosen, die aus der Gefangenschaft entlassen wurden, zu entkommen, indem er mit einem von ihnen die Kleider tauschte und ein Tuch um sein Gesicht band. Bei mehreren Wachen kam er gut vorbei. Die letzte wurde argwöhnisch und hielt ihn an. Ein Korporal untersuchte ihn, fand Risse von spanischen Festungen auf ihm und lieferte ihn als Spion dem Regimentskommandeur ab. Dieser hielt dem in Todesangst schwebenden Delinquenten, dessen harmlosen Charakter er sofort erkannte, eine derbe Strafpredigt und übergab ihn den Dominikanern in S. Sebastian. Von dort wurde er auf Reklamation seiner Familie nach

Hauje abgeliefert. Jedoch hielt er es in Freiburg nicht lange aus, sondern suchte bald abermals das Weite.

Von einem Deserteur, der aus Lugano gebürtig war und in sardinischen Diensten stand, berichtete AufderMaur: „Er schilderte in der Nähe von Herrn „Hettlingers Gezelt, daher ihm der Einfall kam, demselben seine Kleider „wegzunehmen, um desto unbemerkter durchzukommen. Mit denselben flogen „auch die Uhr und eine wohlgespickte Börse mit. Das Vorhaben gelang so „glücklich, daß er zur ersten Post kam, daselbs eine Chaise nehmen und bis „nach Coni reisen konnte. Hier aber verließ ihn sein guter Genius, indem er „sich verweilte und eine Einladung zu einem Ball annahm, die ihm ein „piemontesischer Offizir machte. Freylich erschien er in der Uniform seines „Superieurs, welche ihm nicht ganz paßte, etwas fremd und seltsam. Allein „es hieß, es wäre ein Schweizer Offizir. Noch mehr fiel es auf, als der „neugebackene Offizir einer Dame das Compliment machte: „Madame, si vous „venez à mon auberge, je vous ferai un beau présent“ und, als ihn „ein Offizir über diese Ungezogenheit zur Rede stellte, sich damit aushalf „Ce n'est qu'un badinage; je n'ai fait que badiner“. Mit diesem unnöthigen „Verweilen verband er noch die Dummheit, statt der Post nun eine Lohn- „kutsche zu nehmen. Daher es dem Offizir, der ihm nachgeschickt wurde, nicht „schwer fiel, ihn einzuholen. Beyde Gefährte trafen sich neben einander auf „der Straße. Als der Lawiser einen Offizir in dem Wagen erblickte, sprang „er aus dem seinigen und gab Fersengeld; jener weilte auch nicht, sondern „eilte zum größten Erstaunen der Kutsher, die sich schon beyde für ihren „Fuhrlohn geprellt glaubten, dem Flüchtigen nach. Der entwichte in ein „Hanffeld und mußte erst durch die Bauern, die auf die Sturmglocke „zusammen gelaufen waren, an Hand gebracht werden. Von dem geraubten „Geld hatte er bereits 15 Louisd'ors verthan. Alles übrige aber ward noch „auf ihm gefunden.“

War der soeben Geschilderte mehr eine harmlose Figur, so fehlte es doch auch nicht an richtigen Galgenvögeln. Zu dieser Gattung gehörte ein gewisser Abegg von Schwyz, ein unverbesserlicher Wagehals und Bösewicht. In Schwyz zum Tode verurteilt, war er aus Gnade auf die Fürbitte seiner Verwandten des Landes verwiesen worden, in ein sardinisches Schweizerregiment eingetreten, dort aber wieder desertiert. Er hatte die Frechheit nach Schwyz zurückzukehren, stellte sich dort nachts Reding, der mit zu Gericht über ihn geseßen hatte, als Freiburger vor, ließ sich von ihm für spanische Dienste anwerben und bewirkte, daß er einem soeben nach Altdorf abgegangenen Rekrutentransport sofort nachgeschickt wurde. Dort angelangt, wurde er von dem Führer, der über die zweifelhafte Erwerbung höchst betreten war, erkannt, versprach ihm jedoch alles Gute. Indessen hielt er es nur bis ins Urserental aus. Dort drückte er sich

seitwärts über die Furka und nahm Handgeld für ein Walliser Regiment. Auch dort desertierte er bald wieder, um hierauf in der Heimat das Haupt einer Räuberbande zu werden. Inzwischen brach die Revolution aus. Abegg ergriff Partei gegen die Franzosen, durchsuchte alle Häuser nach versteckten Gegnern, wobei es ihm nur ums Rauben zu tun war, bis er endlich an den Schatten gefetzt wurde.

Ein rührjames Gegenstück zu solchen Verbrechergestalten bildet ein Vorkommnis, das Keding aus spanischen Diensten berichtete und einen weiblichen Soldaten betrifft. „Ein Walliser Junge verliebte sich in ein Mägdchen, das sein Vater ihm aber nicht lassen wollte, weil es arm war. Aus Gram nahm er Dienste unter'm Regiment Betschart. Ein frohes Erstaunen übernahm ihn, als er wenige Zeit nach seiner Ankunft in Spanien sein Liebchen in Gestalt eines Recruten ihm dahin folgen sahe. Er bewirkte beim Sergeant, daß sie ihm als Gespan zugegeben ward. Nun mußte man sich nach Minorca einschiffen, und da sollte das Mägdchen von seinem Liebling getrennt werden, weil sie im Exerziren noch nicht so weit gekommen war. Nur das ernstliche Versprechen sich fleißig zu üben, um den geschickteren nachzukommen, konnte bewirken, daß sie ihm folgen dorste. Die Amazonin verhielt sich bey allen Gelegenheiten sehr tapfer. (Spanien befand sich damals gerade im Krieg mit England). Unglücklicher Weise aber wurde sie am Schenkel verwundet und mußte ins Hospital gebracht werden. Aus Züchtigkeit hielt sie auch da ihr Geschlecht verborgen. Dardurch aber kam desto eher der Brand zur Wunde, wo dann entdeckt wurde, daß sie ein Mägdchen seye. Nun war dem Übel nicht mehr zu helfen, und sie verstarb zu untröstlichem Seydwesen ihres Geliebten. Wie der Herzog v. Crillon den Vorfall vernahm, that es ihm leyd die Beschaffenheit nicht früher erfahren zu haben, inmaßen er sich erklärte, er würde ohne anders das Glück dieses Pärchens gemacht haben.“

Oft bereitete das Heimweh Schwierigkeiten. In Neapel griff man, wenn ein Schweizer daran erkrankte, zu dem originellen Mittel, ihm von Zeit zu Zeit eine Ruh vorzuführen, die er lieblosen konnte. Der Patient kam dann allmählich wieder zu Kräften, bis er sich genügend erholt hatte, um die Reise in die Heimat anzutreten.

Im Dienstbetrieb herrschte große Strenge. Mitunter wirkte aber ebensoviel ein wigiger Einfall. Mit einem solchen half sich ein Hauptmann des Regiments Keding aus einer unangenehmen Lage. Einige Soldaten hatten von ihm für irgend eine Berrichtung eine Extra-Entschädigung verlangt, was ihm doppelt unangenehm war, weil er gerade nicht bei Geld war. „Was?“ fuhr er sie an, „ich Euch Geld geben? Euch, die Ihr nicht einmal exerzieren könnt?“ Die Soldaten wollten den Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen. „Nun, so laßt sehen! Rechts um kehrt, marsch!“ Die Soldaten marschierten die Treppe hinunter und

zum Haus hinaus, und aus dem Fenster rief ihnen der Hauptmann nach: „Wol, ihr macht das nicht übel. Aber ein ander Mal muß es noch besser gehen!“

Von den Mühsalen des fremden Kriegsdienstes gibt das Schickjal von 400 Gefangenen Kunde, die das Regiment Theodor Redings 1794 nach tapferer Gegenwehr an der Bidassoa gegen die Franzosen verlor. Die Gefangenen wurden im südlichen Frankreich von Stadt zu Stadt transportiert und erhielten zur Beköstigung außer kaum genießbarem Brot täglich nur 10 Sous in Assignaten. Die Soldaten konnten ihrer Lage durch Verrichtung von Feld- und anderer Arbeit nachhelfen; die Offiziere dagegen waren schlimmer dran, da solche Aushülfe nicht standesgemäß erschien. Reding, der sich gerade in der Schweiz befand, erwirkte durch den französischen Gesandten Barthélemy, daß man die Gefangenen nach der Heimat dirigierte. In ausgehungertem Zustand langten sie an der Grenze an und wurden dort von einem Offizier, den der spanische Gesandte in der Schweiz mit Geld ausgestattet hatte, in Empfang genommen. Unter der Bedingung, daß die Gefangenen nicht mehr gegen Frankreich dienten, gestattete dieses deren Rückkehr nach Spanien. Das Regiment wurde hierauf nach Madrid versetzt, und der Inhaber benützte diesen günstigen Umstand, um den Hauptleuten Entschädigungen und eine günstige Erneuerung der Kapitulation zu verschaffen.

In schwierigen Verhältnissen befanden sich in der Revolutionszeit die Offiziere der französischen Schweizergarde. Diese hatte die Aufgabe, Unordnungen in der Hauptstadt verhüten zu helfen, dabei aber den gemessenen Befehl, auf die Ruhestörer nicht zu feuern. Zur Erschwerung des Dienstes trug bei, daß die Mannschaften von Freudenmädchen, die zugleich als politische Emissärinnen dienten, in die Kneipen gelockt, dort bewirtet und gegen die Offiziere aufgestachelt wurden. Die letzteren hatten also nicht nur allfällige schwierige Elemente in ihren eigenen Reihen im Zaun zu halten, sondern sich auch vor Zusammenstößen mit dem Volk zu wahren. Oft half gesunder Mutterwitz am besten aus der schwierigen Lage, wie das auch ein Hauptmann Dürler erfuhr. Beim Pariser Brotaufstand trieb sich ein aufgeregter Volkshaufe gefahrdrohend den Quais entlang und brachte die unter Dürlers Befehl stehende Schweizergarde in eine unangenehme Lage. Um sich Luft zu verschaffen, haranguierte der Hauptmann von erhöhter Stelle aus die Menge mit den Worten: *Il faut que ce désordre finisse une fois; car moi et le roi, nous en sommes très mécontents.* Ob dieser drolligen Anrede brach die Menge in ein schallendes Gelächter aus und zerstreute sich sofort.

\* \* \*

Wie sich die Angelegenheiten der fremden Dienste mit den politischen Verhältnissen zu Hause verflechten konnten, zeigt die Erzählung Würschs von einem

kleinen Sturm, der in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Schwyz tobte. Der Herzog von Choiseul wollte als französischer Kriegsminister ein neues Reglement für die Schweizertruppen einführen, das in den kleinen Kantonen und besonders in Schwyz viel Mißvergnügen erweckte. Fremde Aufstiftung nährte die Aufregung so sehr, daß die Landsgemeinde alle weiteren Anwerbungen für den französischen Dienst verbot. Nun hatte die Gattin des französischen Generallieutenants und Inhabers der schweizerischen Gardekompanie Reding unmittelbar zuvor einige Rekruten für die Gardekompanie geworben, die mit ihren Kokarden auffällig im Flecken Schwyz umherzogen. Daraufhin wurde die Frau Generalin vor die Landsgemeinde zur Verantwortung geladen. Man gab ihr einen Rechtsbeistand, der sich aber mehr wegen des übernommenen Auftrags entschuldigte, als die Klientin verteidigte, weshalb die Angeklagte den Landammann ersuchte, sich selbst verantworten zu dürfen.

„Nun schrie man zwar aus'm Haufen, wenn sie das habe thun wollen, „so hätte es von Anfang her keines Fürsprechs bedurft. Endlich aber wurde „es ihr doch bewilliget. Sie hob mit lauter Stimme und vieler Geistesgegenwart an, die Sache in ihr rechtes Licht zu setzen und den Satz zu behaupten, „daß sie sich nicht gegen den Landsgemeind-Schluß verfehlt, da sie die Rekruten „angeworben, ehe derselbe stattgehabt, und daß man folglich solchen zurückwirkend mache, wosern man sie der Übertretung beschuldige. Wie die Opposition bemerkte, daß ihre Verantwortung Eingang finden wolle, fieng sie ein „solches Gelärm an, daß Hr. Würsch und seine Begleiter, die aus dem Gasthof „zum Rößli der auf dem Platz vor der Kirche sich abspielenden Szene zusahen, „für gut fanden, den Flecken zu verlassen und eilends auf Brunnen hinabzu„kehren. Wirklich wurden auch einige Rathsglieder übel mishandelt und der „Frau Generalin eine Geldbuße von 10000 Gl. auferlegt.“

Als Frankreich das Reglement trotzdem einführte, rief die Landsgemeinde alle Landsleute bei Verlust des Landrechts aus dem französischen Dienst ab. Generallieutenant Reding schickte sich mit allen seinen Untergebenen sofort an, dem Gebot zu folgen. Vergeblich suchte Choiseul durch Verheißung neuer Gunstbezeugungen und reicher Entschädigung für das verlorene Landrecht und mit dem Bemerken, die Aufregung werde vorbeigehen, Reding von seinem Entschluß abzubringen. Dieser ließ sich nicht zurückhalten, in der richtigen Voraussetzung, der Unwille der Zurückgerufenen über den Verlust des guten Dienstes werde besser als ein anderes Mittel die Gemüter umstimmen. In der That wurde der Streit neu angefacht. Die Aufregung wuchs so sehr, daß Reding persönlich bedroht schien und sich von den Seinigen schließlich bewegen ließ, ihr aus dem Wege und nach Uri zu gehen. Darüber entstand großer Zorn in Schwyz. Reding wurde von Uri reklamiert. Dieses weigerte sich der Auslieferung. Schwyz drohte mit Gewalt, wagte aber doch nicht, die Drohung in

die Tat umzusetzen, sondern begnügte sich damit, Neding eine Buße von 20,000 Gl. aufzuerlegen.

Inzwischen dauerte die allgemeine Erregung ungemindert fort, „bis endlich „der Viertel von Urth unter sich die Abred traf, dem Unfug ein End zu machen „und bey der nächsten Landsgemeind zümmlich frey seine Meinung äußerte. Der „Führer der Versammlung sagte hierauf: ‚Es scheine, das Urther-Viertel wolle „stoßen‘, — ein Gleichniß, das sehr passend und von einem zeitigen Bienenstock, „der eine Colonie austößt, hergenommen war. ‚Ja, rief man ihm zu, Ihr „sollt sehen, daß er stoßen wird‘. Mit diesen Worten entfernten sich alle Urther „von der Landsgemeind, kamen aber mit knörrigen und eisenbeschlagenen „Stöcken zur nächsten Versammlung und ließen sich deutlich merken, daß sie nun im „Ernst Ordnung herstellen wollten. Ihre Gegner fanden nicht für dienlich, es auf „die Probe ankommen zu lassen, sondern schlichen unvermerkt weg. Nun schien „mit einmal alle Hitze abgekühlt. Man hob an mit kaltem Blut zu deliberiren. „Die aufgestellten Strafgerichte wurden abgeschafft und der alte Rechtsgang „wider eingeführt. In der Folge erkannte das Volk das dem General Neding „angethane Unrecht. Es erwählte ihn zum Landammann und bestätigte ihn — „gegen die Übung — sechs Jahre lang in dieser Stelle.“

Beim Verbot des französischen Dienstes verharrte aber Schwyz bis zur Bundeserneuerung vom Jahre 1777.

#### IV.

Häufig wurden die Verhältnisse der Heimat berührt. In den Gefangenen waren, Matthys inbegriffen, sechs Kantone vertreten. Es war also dafür gesorgt, daß die kantonalen Unterschiede, auch wenn sie nur die Ur- und die Ostschweiz betrafen, zum Ausdruck gelangten. Aber wir sind doch erstaunt, wahrzunehmen, wie stark sie empfunden wurden. Schien doch selbst der Unterschied zwischen den großen Nationen kaum auffallender als der zwischen den schweizerischen Kantonen. Freilich glaubte man auch nirgends eine so große Mannigfaltigkeit des Klimas, der Erwerbsarten der Bewohner, ihrer Beschäftigungen, Sitten u. s. f. feststellen zu müssen, wie gerade in der Schweiz.

Als die unternehmendsten wurden die Glarner bezeichnet. Sie galten als gute Soldaten, aber zugleich auch als schwer zu leiten und leicht zur Insubordination geneigt. Über die Appenzeller — les Gascons de la Suisse, wie Matthys sie nannte — und ihren Mutterwitz erzählten sich die Gefangenen allerlei Geschichtchen, die ihnen zum Teil selbst begegnet waren.

Matthys wollte einst vom Stoß nach Gais reiten. Er verirrte sich und fragte einen Mann nach dem Weg. „Du mußt zu 's Hanse Gätterli,“ antwortete dieser und deutete rückwärts. „Ich muß also wieder zurückreiten?“

fragte der Reisende. „Nä,“ versetzte der andere, „Du muesch gad nu's Pfärd chere, dänn chascht fürsi rite.“

Einem Schweizer Offizier, der mit einem Rekrutentransport durch Graubünden nach dem Piemont zog, wurde unterwegs sein Pferd so müde, daß der Reiter abstieg und es einem seiner Rekruten, einem Appenzeller, zu führen gab. Dem Pferd entleidete auch das. Auf einmal legte es sich in eine Lache und war mit keiner Mühe wieder auf die Beine zu bringen. Über der sauren Arbeit kommt den Appenzeller das Heimweh an. In seiner Verlassenheit weiß er sich nicht anders zu helfen, als daß er den Sattel abnimmt und ihn nebst Stiefeln und Sporen, die daran befestigt waren, dem Offizier bringt mit den Worten: „Do häsch din Ritstuel und s' Tribulier-Isse. D'Märe lit im Dräck. Sez chasch mer nu es Briesfli mit hei gä; denn i schiß dr i dä Tüfels-Chrieg.“

Den Appenzellern hatte einst Friedrich der Große dermaßen imponiert, daß er, wie Laurenz Zellweger seinem Freunde, dem Aesthetiker J. G. Sulzer in Berlin, schrieb, gewiß einhellig zum Landammann gewählt würde. Friedrich, dem Sulzer die Äußerung erzählte, fand so sehr Gefallen daran, daß er Zellweger durch diesen sein Porträt zukommen ließ.

Das Gebirge kam mehr zur Geltung als der ebenere Teil der Schweiz. Hirzel, der einzige Städter, gieng über die Schilderungen aus seinem eigenen Kanton stillschweigend hinweg, während er mit um so größerer Aufmerksamkeit die seiner Genossen aus ihrer gebirgigen Heimat und aus dem Leben und Treiben ihrer Bewohner notierte.

Die Alpwirtschaft war noch nicht, wie heute, auf den Umsatz der Produkte eingerichtet. Die Alpler verzehrten diese selber und benützten die Sömmerung, um sich recht satt zu essen und im Herbst recht vollgestopft wieder ins Tal hinabzusteigen. Das Ziel galt erreicht, wenn zu Ende des Sommers drei Personen nicht so viel Nahrung verzehren konnten als zu Anfang eine allein vertilgte.

Das Vieh, auch das fremde, wurde mit großer Sorgfalt gehütet. Diese wurde so allgemein vorausgesetzt, daß, wenn ein zur Miete gegebenes Tier zugrunde gieng, den Schaden nicht der Mieter, sondern der Eigentümer trug. Als Mietpreis für eine gesömmerte Kuh galt in den Urkantonen ein Reutaler auf die tägliche Maß Milch. Andere Kantone hatten andere Ansätze. Sömmerung und Winterung zusammen wurden in Schwyz und Nidwalden auf zirka 180—200 Gl. angeschlagen, in Appenzell auf höchstens 100 Gl. Wer spekulieren wollte, meint Hirzel, würde mit großem Gewinn Vieh aus jenen Kantonen in diesen ans Futter geben.

Wer Vieh über die Berge nach Italien trieb, konnte mitunter in unangenehme Lage geraten. Matthys wollte einst einen größeren Transport den Langensee hinuntersühren, fand aber zu Magadino kein Schiff und mußte sich nach Locarno wenden. Um den weiten Umweg, der ihn wieder nach Bellin-



zona zurückgeführt hätte, zu vermeiden, trieb er die Tiere in den See, setzte sich auf sein Pferd, schwamm mit der ganzen Herde hinüber und legte wohlbehalten die Strecke zurück, die in gerader Linie fünf Kilometer mißt.

Von Wildheuern, Gems- und Bärenjägern und ihrem gefährlichen Handwerk werden allerlei Geschichten erzählt.

Auch auf die Spiele und die Belustigungen der Gebirgsbewohner kommt das Gespräch. Das Schwingen wurde im Kanton Schwyz verboten, da es mit Schlägereien zu enden pflegte. Über ein eigentümliches Wettspiel berichtet Würsch aus Nidwalden. Es bestand darin, eine 18 cm breite, 4 1/2 cm dicke und zirka 75 cm lange Schindel, die an ein Haus angelehnt war, mit dem Kopf entzwei zu brechen. Nicht mit Unrecht bezeichnete der Erzähler das Spiel als eine Wette darüber, wer sich zum Narren stoßen könne.

Eine große Rolle spielten, insbesondere auf die Fastnacht hin, Theateraufführungen. Nach alter Gewohnheit war der Stoff vorzugsweise kirchlichen Gebieten entnommen. Mitunter ereigneten sich Intermezzi, in denen die profane Wirklichkeit in komischen Widerspruch zu dem Ernst des geistlichen Stückes geriet. Im Kanton Uri wurde einmal ein Stück aufgeführt, worin u. a. die Jungfrau Maria und der Teufel auftraten. Durch ein Versehen gieng der Vorhang zu früh in die Höhe, und mit Erstaunen sahen die Zuschauer, wie die Mutter Gottes und ihr höllischer Widerpart in aller Eintracht zur Stärkung auf die bevorstehende Anstrengung noch ein Glas Wein miteinander tranken.

Ein ander Mal sollte ein Erdbeben zur Darstellung gelangen. In große Karton-Häuser waren Knaben gestellt worden, die auf ein gegebenes Zeichen ihre Behausungen umzustürzen hatten. Fatalerweise hatte man unterlassen, ihnen die Richtung des Erdbebens anzugeben. Aus eigenem Antrieb wählten sie die gegen den Zuschauerraum. Als der schicksalsvolle Augenblick kam, fielen zum größten Schrecken der vor der Bühne plazierten Spielleute die Häuser auf deren Häupter hinab.

Wollte nach solchen Szenen der gebührende Ernst beim Publikum zu lange nicht zurückkehren, so griff in der tugendhaften Entrüstung über die Mißachtung des geistlichen Inhalts die Regie wohl einmal zu dem drastischen Mittel, einigen ganz besonders zum Lachen aufgelegten Zuschauern ein paar Stockschläge zu applizieren.

Wie burlesk — nach unserem heutigen Empfinden fast roh — es zur Fastnachtszeit hergehen konnte, beweist folgende Geschichte. Reding hatte einmal über die genannte Zeit Besuch von einem Bekannten, einem gewissen Oberstlieutenant Trachslor. „Drey Tage hintereinander hatten die Damen getanzt; „man dachte daher zur Abwechslung auf eine Partie unter den Cavaliers und „nahm sich vor, zu den Kloster-Frauen im Muotta-Tal eine Schlittenfahrt „anzustellen. Plötzlich kam der Einfall, Trachslor in ein Frauenzimmer um-

„zukleiden, wo Hr. Reding ihn als eine Kosttochter von Unterwalden vorstellen  
 „sollte. Es war ein wagliches Stück, den Mann mit einem schwarzen Bart  
 „zu metamorphosieren. So rein derselbe abgenommen wurde, so stachen die  
 „Haare immer noch der Farb halber hervor, so daß mit Seife und weißem  
 „Kleister nachgeholfen werden mußte. Die beyden Herren nahmen den Vor-  
 „sprung und ließen sich gerade bey der Frau Mutter melden. Sie empfing  
 „solche im Beysein mehrerer Nonnen, die über die tölpische Tochter große  
 „Augen machten. Hr. Reding bat sich bey der Priorin besonderes Gehör aus,  
 „eröffnete ihr, er habe den unangenehmen Auftrag, dieses Mägdchen, das eine  
 „Art Tschugg (d. h. dummes, einfältiges Mensch) sey, die kaum Ja und Nein  
 „sagen könne, hier in Kost zu bringen. Die Priorin zuckte die Achseln und  
 „bezeigte wenig Lust, sich mit dem jämmerlichen Bild zu befassen; doch horchte  
 „sie, wie man ihr sagte, sie dürfte wol ein Drittheil mehr Kostgeld als sonst  
 „fordern. Allein plötzlich hub die Tochter an, wie ein Pferd zu niesen, und  
 „eine Röte des Unwillens kündigte auf der Physiognomie der Priorin an,  
 „daß sie das Spiel merke. Wie aber Hr. Reding zu verstehen gab, daß man  
 „nur einen kleinen Scherz mit den Klosterfrauen sich habe machen, sie aber  
 „erst davon prävenieren wollen, so nahm sie die Sache ganz günstig auf, zeigte  
 „sich selbst zu Fortsetzung des Spasses geneigt und ließ die Nonnen ins Zimmer  
 „treten. Diese bezeigten ein verächtliches Mitleiden für das Geschöpf, das bey  
 „ihnen in Kost gehen sollte, was das gute Kind so erbitterte, daß es mit  
 „einemal auf den Tisch sprang, seine Röcke aufhob und sich in einem paar  
 „rothen Beinkleidern den bestürzten Frauen darstellte, die mit einem großen  
 „Geschrey das Zimmer verließen und der ankommenden Gesellschaft in den  
 „Wurf liefen. Der Scherz hatte die gute Wirkung, daß man in bester Munter-  
 „keit die Zeit hinbrachte, bis die Stunde des Aufbruchs heranrückte.“

Auch von eigentümlichen Sitten und Gebräuchen erfahren wir. Im Flecken Schwyz bestand als eine Art Friedensgericht das sogenannte Gassengericht. Gerieten zwei Einwohner mit einander in Streit, so pflegten sie sich über mehrere Personen, vielleicht sechs bis sieben, zu verständigen, die den Handel zu schlichten hatten. Wer aus den Vorgeschlagenen vom Weibel außerhalb der Dachtraufe seines Hauses betroffen wurde, mußte dem Rufe unweigerlich folgen. Die Betreffenden versammelten sich hierauf in der Halle längs der Kirchhofmauer. Die Parteien trugen ihre Sache vor. Hernach trat jedermann außer den Richtern ab. Diese berieten sich, und was sie sprachen, wurde von den Parteien ohne weiteres anerkannt.

Blieb ein Junggeselle in Schwyz zu lange ledig, so ernannte ihn die Dorfjugend zum Mädchenvogt. Das setzte ihn so sehr dem Spott aus, daß er sich beeilte, eine Frau zu nehmen. Nicht selten vergriff er sich dabei in der Hast und zog sich dadurch, bemerkte der Erzähler, eine Strafe zu, die er ver-

mieden haben würde, wenn er seine Wahl früher, aber mit mehr Muße getroffen hätte.

Als Hirzel der Frau Gevatterin Wischer in Basel von der Amputation seines Zopfes berichtete, sandte ihm diese zum Ersatz für den natürlichen Zopf einen künstlichen gebackenen, eingehüllt in einen extra angefertigten Haarbeutel. Hirzel meldete hierauf im Auftrage Bedings, daß die Verbindung von Haarbeutel und Lebensmittel auch anderwärts schon angewendet worden sei. „Sie mögen wissen, daß die guten Walliser, die man, sie mögen wollen oder nicht, mit Bajonetten zu Franzosen umtauscht, ein frommes, aber auch haushälterisches Völkchen sind. Wegen der ersten Eigenschaft wallfahrten sie häufig nach Einsiedeln; und um der zweiten willen richteten sie ihre Reise so wenig kostspielig ein wie möglich. Zur Zeit nun, da man noch Haarbeutel von der ersten Größe trug, mußten diese den Walliser Kavalieren einen doppelten Dienst auf der Wallfahrtsreise tun: die Haare wurden darein zusammengefaßt und der Ueberrest des Raumes wurde mit geröstetem Mehl vollgestopft. Das erste, was nun der Pilger tat, wenn er in die Herberge kam, war, den Haarbeutel zu lösen und eine Portion des Mehlvorrates zu einer Suppe herauszugreifen. Da ihm ob seinen eigenen Haaren nicht grauste, hingegen die Wirtskleute Scheu darob tragen mochten, so kam nichts davon auf die Seite; somit genoß der Mann seine ganze Ration Mehlsuppe, wovon er sich nebst einer Krume schimlichten Käses und einem Schluck Enzianawasser aus der mitgeführten Flasche zur weiteren Reise stärkte.“

Matthys, der sich in den ehemaligen graubündnerischen Herrschaften Veltlin und Cleven gut auskannte, erzählte mancherlei über deren Verhältnisse, insbesondere über den Weinbau und die Verwaltung. Die reformierten Bündnerfamilien, die dort Weinberge besaßen, hatten große Beträge darin angelegt und verwandten viel Zeit und Geld auf deren Pflege. Der Besitz eines einzigen Gliedes der Familie Salis wurde auf 2—300,000  $\text{fl}$  geschätzt. Alle diese Güter wurden von der cisalpinischen Regierung eingezogen. Als 1799 die Oesterreicher die Lombardei wieder besetzten, wurde über die Rückerstattung verhandelt. Inzwischen schlug das Kriegsglück um, und die Eigentümer harreten immer noch der Entscheidung Bonapartes.

Die Verwaltung der Herrschaften richtete sich nur allzuhäufig nach dem Sprichwort: „Rubo dieci, do quattro, resta sei, d. h.: Stehle ich zehn und geschweige mit vier, so bleiben mir noch sechs.“

„Die Rechtsverwaltung war aber in diesen Untertanenlanden auch darnach eingerichtet. Das Übel rührte indes von den Einwohnern selbst her. Der Tenente des Landeshauptmanns oder Landvogts mußte immer ein Eingeborener sein. Nun spekulierten die ersten Familien des Landes auf diese Stellen, die der Amtmann nach Belieben vergab. Man bot ihm daher, wenn er für geldsüchtig

„bekannt war, bei 10, 15, 18,000  $\text{fl}$  Regal dafür und bezeugte sich willig, ihm nebenbei noch manchen lukrativen Prozeß an die Hand zu geben. Zu diesen „verschafften die Sünden gegen das siebente Gebot den ergiebigsten Stoff. „Niemand wußte sie besser zu benutzen, als der famose Landvogt Trepp, unter „dem Matthys als Kanzler stand. Trepp selbst war sonst für sich so wenig ein „Feind vom anderen Geschlecht, daß er im Gegenteil in der Liebe, freilich auf „schmutzigen Wegen, bald den Tod gefunden hätte. „Desto rühmlicher ist's für „mich“, sagte er eines Tages zu Matthys, als dieser ihm Vorstellungen über seine „Geldschneidereien machte, „daß ich andere durch tüchtige Geldstrafen von diesem „Verderben abschrecke“. Die Geistlichen durfte der Landvogt nicht berechtigen; er „mußte die Sache an die bischöfliche Kurie weisen. Trepp wußte jedennoch von „ihren Sünden Vorteil zu ziehen und sich gelegentlich seine Verschwiegenheit mit „ein paar hundert Dukaten erkaufen zu lassen. Die Manier, mit seinem Tenente „über dergleichen Kniffe einverstanden zu sein, war so allgemein, daß sie als „etwas durch den Gebrauch rechtskräftig Gemachtes angesehen wurde.“

## V.

Neben diesen geschlossenen Gebieten beherrschten auch mancherlei weniger oder gar nicht zusammenhängende Gesprächsstoffe die Unterhaltung. Jeder kennt den raschen Wechsel derartiger Gespräche und den sprunghaften Übergang von einem Gegenstand zum andern. Religion und Kirche, Staatswissenschaft und Volkswirtschaft, Philosophie, Litteratur, Naturwissenschaften, Technik u. s. f. wechseln in bunter Reihe. Einzelnes davon möge im folgenden angeführt werden.

Aus dem Gebiet der Technik wurde u. a. die für die damalige Zeit bedeutungsvolle Lieferlegung des Lungernsees besprochen; ferner eine Redemaschine, die Zellweger einst gesehen hatte und die alle möglichen Fragen leise aber klar beantwortete; ein Perpetuum mobile, das im Appenzellerland ausgestellt war und durch das Öffnen der Zimmertüre und den dadurch entstandenen Luftzug in Gang gesetzt wurde; die Schweizerkarte J. R. Meyers aus Narau und die geographischen Reliefs des Engelbergers Alexander Müller, dessen großes, der zürcherischen Stadtbibliothek gehörendes Relief der Schweiz im Maßstab von ca. 1 : 37,000 sich heute im Landesmuseum befindet. Müller war zuerst Zimmermann, hierauf Metzger gewesen, dann von einem Zeichner Meyers, der in Engelberg Aufnahmen machte, entdeckt und zum Zeichner und Vermesser ausgebildet worden. Ein von ihm angefertigtes kleineres Relief der Schweiz, das er in Schwyz dem französischen General Mainoni auf dessen Wunsch vorwies, gefiel diesem so gut, daß es bei ihm hängen geblieben wäre, wenn der Künstler auf einen Wink Nedings sich mit seinem Kunstwerk nicht schleunigst entfernt hätte.

Von der Laufbahn eines technisch begabten Appenzellers vom Münzfällcher

zum Vizedirektor der Petersburger Münzstätte wußte Zellweger zu berichten. Der Betreffende, Namens Altherr, war wegen Münzfälschung des Landes verwiesen worden, hatte in England und am Hofe Josefs II. durch allerlei kunstreiche Modelle die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, in Petersburg die genannte



Hinteres Gefängnisgebäude  
mit der Zelle des Micheli du Crest.

Stelle erhalten und sich schließlich mit schönem Vermögen wieder nach der Heimat begeben, wo man ihn begnadigte.

Eigentümlich berührt uns, die wir die Erfolge des Zeppelinschen und anderer Luftschiffe erlebt haben, ein Disput über Luftschiffahrt, zu dem der „tragische Unfall“ eines französischen Luftschiffers Veranlassung gab. Scharf sprach sich Reding über die Erfindung Mongolfiers aus; niemals werde man

es dazu bringen, der „aerostatischen Maschine eine bestimmte Richtung zu geben“. Selbst zum Refognoszieren hätten die Franzosen sich des Ballons nur bedienen können, indem sie ihn fesselten. Von anderer Seite — augenscheinlich von Hirzel — wurde erwidert: „wenn es gelungen sei, auf dem Wasser (wir müssen beifügen: nur mit Hilfe des Windes) feste Kurse einzurichten, so sei es wohl gedenkbar, auch in der Luft zu ähnlichem Ergebnis zu gelangen. Daß das Leben so vieler Menschen Gefahr laufe, sei bedauerlich; aber die vielen Opfer werden bewirken, sich nach einem andern, weniger gefährlichen Gas als dem Wasserstoffgas umzusehen. Auf den Mond zu reisen werde ja freilich keine guten Wege haben. Die Lustschiffer würden erfrieren, ehe sie die obersten Schichten unseres Dunstkreises erreichten; und falls sie auch so weit emporstiegen, würden sie erst recht ihre Not finden, den Äther zu durchsegeln, in welchem die Himmelskörper sich umwälzen. Man werde sich daher wohl zufrieden geben müssen, wenn man es dahin bringe, den kürzesten Weg und ohne große Zehrkosten auf unserer Erde umherzureisen.“

Viel zu reden gaben die Frage eines einheitlichen Münzfußes für die ganze Schweiz und die Geldverhältnisse überhaupt, insbesondere das Sinken des Geldwertes. Die allgemeine Preiserhöhung, wurde bemerkt, sei nicht nur die Folge des schlechteren Geldes, sondern noch mehr der stets größer werdenden Menge des umlaufenden Geldes. Wo wenig Geld zufließe, oder gar, wo mehr weggehe, blieben die Preise stehen. Um der Entwertung der ausgeliehenen Kapitalien zu begegnen, bestand schon vor der Revolution in verschiedenen Kantonen die Einrichtung, daß solche Kapitalien, wenn sie vor einem gewissen Zeitpunkt angelegt worden waren, nur mit Aufschlag abgelöst werden konnten. Im Kanton Zürich betrug dieser für Anlagen vor dem Jahr 1601 20 %.

Eine Form der Kapitalanlagen war es, wenn in früheren Jahrhunderten wohlhabende Kriegersleute in Verlegenheit befindlichen Herrschern oder Präbendenten Truppen zuführten, die sie auf eigene Rechnung und Gefahr erworben hatten, wogegen sie dann eine Verschreibung auf Rückerstattung ihrer Auslagen samt Zins und Zinsezins erhielten. Wurde die Verschreibung eingelöst, so konnte sich der Betreffende als reicher Mann zur Ruhe setzen. Aber oft verhinderten ungünstige Umstände die Erhebung der Beträge, und dürftige Nachkommen mußten sich alsdann mit geringen Abzahlungen begnügen oder das ganze Guthaben ins Kamin schreiben.

In dem Verhältnis zu Religion und Kirche zeigt sich die Anschauung der Zeit, die keineswegs konfessionell empfand, in wohlthätigem Gegensatz zu der scharfen Spaltung, die volle zwei Jahrhunderte die Schweiz in zwei Lager getrennt hatte. Man fand, die Zeit für einen sog. Trücklibund, durch den und dessen im Trückli geheimgehaltenes Kodiccil Frankreich unter der Nach-

wirkung des Toggenburgerkrieges 1715 die katholischen Orte vorbehaltslos für sich zu gewinnen gewußt hatte, sei endgültig vorbei. Religiöse Erwägungen seien nicht mehr geeignet, die Schweiz zu spalten.

Nicht unmöglich erscheint, daß die Anfänge der 1807 gegründeten katholischen Gemeinde in Zürich auf Narburg zurückgehen. Keding drückte gelegentlich sein Bedauern darüber aus, daß den Katholiken in Zürich keine Möglichkeit gegeben sei, ihre Religion auszuüben, und Hirzel versprach geradezu, darüber nachzudenken, wie sie verwirklicht werden könnte.

Um so schärfer empfanden alle Gefangenen den Gegensatz zu der atheistisch sich gebahrenden Revolution. Über die Verfolgung von Geistlichen, die wegen ihrer Predigten als Feinde der neuen Ordnung verzeigt wurden, ergingen lebhaftes Klagen. Freilich konnten bei solchen Umständen sowohl Verfolger als Verfolgte in eigentümliche Lage geraten. Pfleger Hunziker von Narau, ein pietistisch gerichteter, politischer Betätigung abholdere Mann, wurde vom Regierungstatthalter aufgefordert, eine gewisse Predigt, die zu Beschwerden Veranlassung gegeben hatte, einzuliefern. Der Zufall wollte, daß es eine längst, d. h. vor der Revolution gehaltene Predigt war, die Hunziker aus Mangel an Zeit wieder hervorgezogen hatte. Den Kläger hatte also gestochen, was gar nicht auf ihn gemünzt war. Der Beklagte dagegen sah sich vor die unangenehme Wahl gestellt, entweder dem Verlangen nachzukommen und sich wegen der alten Predigt dem Spott auszusetzen, oder die Ablieferung zu verweigern und sich eine Anklage auf Widersetzlichkeit zuzuziehen. Wie er sich entschied, erfahren wir nicht.

Mit Genugtuung wurde anlässlich der Umwandlung, die das offizielle Frankreich in seinen Anschauungen über Gott und Religion vollzog, das Verschen Pfeffels zitiert:

Nun, lieber Gott, kannst wiederum sein.  
Dies will das Volk der Franken.  
Geschwind schick ihm ein Engelein  
Und laß Dich hübsch bedanken.

Daneben wurde die Geistlichkeit keineswegs geschont, wenn sich gute Geschichten über sie vorbringen ließen. Die Jesuiten wurden als treffliche Erzieher gerühmt, erscheinen aber in verschiedenen Erzählungen als arge Intriganten.

AufderMaur wußte zu berichten, daß sie in einem neapolitanischen Schlosse einen Spuk eingerichtet hatten, um es in Verruf zu bringen und hernach um so leichter an sich zu ziehen. Ein Schweizer-Offizier mit einigen handfesten Soldaten zog ihnen einen Strich durch die Rechnung, indem er mit derben Fäusten den Spuk entlarvte.

August der Starke von Sachsen weilte zur Zeit, da er noch nicht konvertiert hatte, am Wiener Hof zu Besuch und verkehrte dort insbesondere mit

dem nachmaligen Kaiser Josef I., bis bei diesem eine gewisse Zurückhaltung sich bemerkbar machte. Auf Befragen entdeckte ihm dieser, daß er Nachts durch eine Erscheinung vor ihm gewarnt werde. August veranlaßte den andern, ihm für eine Nacht sein Zimmer abzutreten, gieng, als die Erscheinung sich nahte, auf sie los, packte sie und warf sie zum Fenster hinaus. Morgens fand man unter diesem einen Jesuiten mit gebrochenem Genick liegen. Der Vorgang wurde vertuscht, August aber zu baldiger Abreise veranlaßt.

Der Schule wurde öfter gedacht, sei es, daß man die Unterrichtsmethode der Pestalozzischen Anstalt in Burgdorf, besonders im Rechnen, bewunderte, sei es, daß Streiche aus der Schulzeit erzählt wurden u. s. f. Der Befund hinsichtlich der letzteren war, daß in den Urkantonen ungefähr die gleichen Streiche verübt worden seien, wie in den Städten, und daß erfreulicherweise im Vergleich zu früheren Zeiten eine gewisse Besserung eingetreten sei. Man brüßte sich gegenwärtig der einst begangenen Rohheiten und des Sausens nicht mehr so, wie vor 40 und 50 Jahren, sondern empfinde mehr Scheu davor, und damit falle für die jezige Jugend mancherlei Anreiz zum Schlechten dahin.

Beim Thema „Stimme des Blutes“ suchte die Gesellschaft darüber ins Klare zu kommen, ob diese zwischen Geschwistern wirklich vernehmlich spreche. Beding bejahte es an Hand eigener Erfahrungen. Als 10—12jähriger Knabe sah er einst mit einer gleichaltrigen Schwester dem Besuch des ältesten Bruders entgegen, der die Heimat verlassen hatte, als diese Geschwister erst zwei bis drei Jahre alt waren. Voll Begierde, den Bruder zu begrüßen, giengen die beiden ihm nach Brunnen entgegen. Unterwegs begegnet ihnen ein bürgerlich gekleideter Herr, dem ein Bedienter folgt. Schon sind sie an ihm vorbei, da wird es ihnen auf einmal warm ums Herz. Sie kehren um, laufen dem Herrn nach, reden ihn als Bruder an und erleben die Freude, daß er's wirklich ist.

Zellweger suchte an Hand eines Erlebnisses Barthélemy's, des einstigen französischen Gesandten in der Schweiz, das Gegenteil zu beweisen. Dieser und dessen fünf Brüder waren in früher Jugend durch das Schicksal auseinander geführt worden. Einer der Brüder, der als Kaufmann in Nantes lebte, erhielt eines Abends die Botschaft, ein anderer sei soeben im Gasthof angelangt und bitte ihn auf morgen früh zu sich. Am folgenden Tag nimmt er, um den zugereisten Bruder zu prüfen, vier seiner Freunde mit in den Gasthof. Jeder der fünf stellt sich dem Ankömmling als Bruder vor. Dieser, ganz betroffen darüber, daß er den richtigen heraussuchen soll, sieht sich einen um den andern an und rät auf einen Unrichtigen.

Sogar von auffallenden Suggestionen vernehmen wir. Ihr Urheber war ein gewisser Hauptmann Freuler im Regiment Castellaz, der im Umgang mit einem bekannten Pariser Zauberkünstler mancherlei von diesem gelernt hatte. Beding erzählte: „Freuler, er und mehrere andere Offiziere seien in Béziers,



nach der Mittagstafel am Fenster gestanden, als ein Güterwagen, mit sechs Pferden bespannt, auf der Straße hergefahren kam. „Den will ich stillstehen machen“, sagte Freuler. Die Offiziere antworteten: „Das wollen wir gerne sehen“. Der Künstler nimmt, ohne das Zimmer zu verlassen, etwas vor, das die andern nicht wissen. Plötzlich halten die Pferde an. Vergebens treibt der Fuhrmann sie mit Worten und mit der Peitsche an: sie tun keinen Wank. Endlich erbarnt sich Freuler der armen Tiere, geht zum Wagen hinunter, hört die Klagen des Fuhrmanns an und ermuntert die Pferde, die sogleich in den Lauf kommen, so daß der Fuhrmann sie nicht ereilen kann“.

Ein andermal ersucht Reding den Kameraden, ihm ein ähnliches Stücklein vorzuführen. „Freuler verspricht es, sieht von weitem zwei Kapuziner sich einem Steg nähern, der über einen Bach führt. „Nun müssen die Väter ihre Röcke bis über die Knie aufheben, aus Besorgnis, sie möchten sie naß machen“, sagt Freuler. Reding kann sich des Lachens nicht enthalten, als er wirklich die Kapuziner auf trockenem Boden ihre Kutten aufschürzen und mit vieler Sorgfalt einherschreiten sieht, bis der Künstler das Blendwerk aufhebt.“

„Freuler besaß einen Spiegel, mit dem er vorgab, den Leuten durch die Kleidung hindurch auf den Leib zu sehen. Allein in ein Nebenzimmer eingeschlossen, machte sich Reding einen Tintenfleck auf den bloßen Leib. Ungezogen kommt er wieder ins Zimmer, wo sein verwandter Schwarzkünstler ist. Dieser beguckt ihn und weist die Lage des Flecks.“

In der Folge mußte Freuler von diesen Experimenten abstehen, weil seine Landsleute anfiengen, seine Zaubereien ernsthaft zu nehmen.

Noch mancherlei wäre zu berichten, z. B. über Kochkünste und Küchenprobleme. Als besondere Kochkünstler wurden die Karthäuser gerühmt, die nur Fastenspeisen genießen dürfen, diese aber in großer Mannigfaltigkeit herzustellen und manchen Gerichten den Geschmack von Fleischspeisen zu geben wissen. Von dem Gastmahl eines französischen Generalsteuerepächters wurde berichtet, es habe nur aus Kartoffelspeisen bestanden, trotzdem aber 12,000 Livres gekostet. In anderem Zusammenhang unterhalten sich die Gefangenen über südamerikanisches Vieh, Bouillontabletten und die erhoffte Erleichterung der Heeresernährung durch solche statt durch frisches Fleisch u. s. f.

Sehr häufig kam das Gespräch auf die Verhältnisse, Sitten und Gebräuche fremder Länder, auf England und die Reisen vornehmer Engländer, die in eigenen Schiffen Vergnügungsfahrten zur See unternehmen, auf Italien, Spanien u. s. f. Auch hier war es Reding, der insbesondere aus dem letzteren Lande viel zu erzählen wußte.

Jedoch soll die Nachsicht der Leser nicht weiter in Anspruch genommen werden. Wir brechen deshalb hier ab.

## VI.

Die Haft auf Narburg bildete für die meisten der Schicksalsgefährten nur eine Episode ihrer öffentlichen Laufbahn. Reding, Zellweger und selbst der betagte Würsch wurden in den bald darauf eintretenden Neuwahlen an die Spitze ihrer kantonalen Regierungen gestellt. AufderMaer erhielt das Amt eines Landeshauptmanns des Kantons Schwyz. Für Hirzel dagegen bedeutete die Narburger Zeit den Abschluß seiner politischen Tätigkeit. Zwar befand er sich noch in den besten Jahren, und zweifellos wäre auch ihm das oberste Amt seines Kantons übertragen worden. Aber Schwerhörigkeit, die schon in der Jugend ihn gehemmt und in den letzten Zeiten große Fortschritte gemacht hatte, ließ ihn von dieser Möglichkeit absehen. Gegen das Neujahr war der Entschluß in ihm gereift, sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen. Die Rückkehr von Narburg bildete also für ihn zugleich die Rückkehr ins Privatleben, dem er sich nicht mehr entfremden ließ. Den öffentlichen Dingen folgte er stets mit lebhafter Teilnahme, einmal auch aktiv hervortretend. Im übrigen widmete er sich bis zu seinem Tode, 1828, historischen, mathematischen und selbst philosophischen Studien.

## Als Bilder

sind dem Hefte ein Porträt Hirzels und drei Ansichten von Narburg beigegeben. Jenes ist die Reproduktion eines Ölbildes, das sich im Besitz des Herrn Dr. Theodor Escher in Triest, eines Urenkels Hirzels, befindet. Diese hat die Redaktion der Schweiz, in deren Zeitschrift sie in Nr. 1 des Jahrgangs 1908 erschienen sind, zum Abdruck zu überlassen die Freundlichkeit gehabt.

Bei diesem Anlaß sei zum letztjährigen Titelbild eine Notiz von David Hefß nachgetragen, auf die mich ebenfalls Herr Dr. C. Escher aufmerksam machte. Danach mühte sich Falckeisen über zehn Jahre am Kupferstich ab, schliff öfters wieder ab und starb, ohne die Platte vollendet zu haben. Nach seinem Tode ließ auf den Rat der Kuratoren die Witwe die Platte durch Heinrich Lips bearbeiten und herausgeben.



# Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

## Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.  
1849.—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.  
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.  
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.  
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.  
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.  
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.  
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.  
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.  
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.  
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.  
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Grammer.  
1865. Erinnerungen an Zwingli.  
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.  
1867. Das Freischießen von 1504.  
1868. Der Kalender von 1508.  
1869. Herzog Heinrich von Rohan.  
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.  
1871. Konrad Pelikan.  
1872—1873. Die ehemalige Kunstammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.  
1874. Die Legende vom heil. Eligius.  
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.  
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.  
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.  
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.  
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Bögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.  
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Bögelin, Dr. phil. und Professor. 2 Hefte  
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.  
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich.  
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.  
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.  
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.  
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.  
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.  
1895. Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.  
1896. Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.  
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.  
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Vetter.  
1899. Der „Überfall von Midwalden“ (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.  
1900. Johann Heinrich Füssli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füssli.  
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernst Diener.  
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels, von Theodor Vetter.  
1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.  
1904. Der Zürcherische Hilfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern.  
1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592), von Dr. Conrad Escher.  
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558, von Dr. T. Schieß, St. Gallen.  
1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.  
1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Narburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirtzel. Von Hermann Escher. 2 Hefte.

